

Generation Null:
In Spanien sind bereits heute 40 Prozent der Jugendlichen zwischen 16 und 25 Jahren arbeitslos. Dieses Phänomen könnte europaweit zu einer der schwierigsten Herausforderungen der Zukunft werden.

Zeitschrift für
aktuelle Fragen



Herausgegeben von der
Distel - Vereinigung

Andreas Raffener

Menschen statt Automaten

Die aufgrund von neoliberalen Reformen und staatlichen Sparzwängen wachsende Arbeitslosenrate hat zu einer Verunsicherung unter Jugendlichen, zum Gefühl, ein nicht planbares Dasein zu führen und zu mehr Zurückhaltung bei Konsum und Geburten geführt. Die gesellschaftlichen Folgen sind nicht zu übersehen. So gesehen ist jede größere Reform zwecklos, wenn sie nicht die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als vorrangiges Ziel setzt.

Das Bild der aktuellen Krise

In der seit Jahrzehnten andauernden Phase des Überangebots nahm man die Marktsättigung der entwickelten Welt wahr. Man versuchte, mittels Werbung die Nachfrage zu erhöhen. Doch gegenwärtig greift diese Strategie nicht mehr. Der Grund: potentielle Käufer sind zwar wohlhabender, parallel dazu aber zahlenmäßig geringer geworden. Die Mittelschicht, das Herzstück einer gesunden Volkswirtschaft, wählte sich einst vor Armut sicher und versuchte daher, Generation um Generation ihren Status aufzubessern. Aktuell ist sie zutiefst verunsich-

Selektion seitens der potentiellen Arbeitsgeber. Sie folgt nicht nur rein fachlichen Kriterien, sondern auch der Logik betriebswirtschaftlicher Optimierung der Belegschaft. Ferner fasst sie den möglichen Nutzen einer bestimmten Kategorie von Personen ins Auge. Ein gegenwartsnahes Beispiel für die Folgen dieser „betriebswirtschaftlichen“ Optik ist das Abweisen von Bewerbungen älterer Mitmenschen. Auch die Stellenanzeigen, die von einem denkbaren, zukünftigen Mitarbeiter eher „gewandtes Auftreten“ als Fachwissen und/oder Allgemeinbildung verlangen, drücken die Haltung aus, sich im Grunde genommen vom Markt entfernen zu wollen, bzw. diesen von den

im Zeitalter der Computer und der Roboter, so viel „Ware Arbeit“ notwendig sei. Dennoch ist es unseren Gesellschaftssystemen so, dass die Verfügbarkeit eines Arbeitsplatzes für jeden Arbeitsfähigen die Bedingung schlechthin für die Entstehung einer sozialen Existenz und letztlich einer gerechten und nachhaltig stabilen Gesellschaft ist.

Es ist bekannt, dass allzu große soziale Ungleichheiten in der Geschichte stets für Unruhen, Staatsstreiche und Revolutionen gesorgt haben. Die heutige globale, bzw. europaweite Verknüpfung von Politik und Wirtschaft billigt folgeschwere Umwälzungen, speziell solche, welche zu einer Auflösung der Marktwirtschaft führen würden, einfach nicht. Um aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen (wir täten gut daran!) und bereits vor einem scheinbar blutigen Ende unseres Zivilisationszyklus die ersten Maßnahmen zu einer Korrektur der entstande-



Foto: Die Presse

chert. Selbst das Beleben der Binnennachfrage fällt ihr schwer. Der Grund liegt in einer ungleichmäßigen Arbeitsaufteilung, die einen größeren werdenden Teil der Bevölkerung von der „Leistungsgesellschaft“ ausschließt, während die noch vorhandene Arbeit von einer kleiner werdenden Gruppe von immer länger arbeitenden Personen verrichtet wird. Die Aufteilung der Menschen zwischen den beiden Gruppen entbehrt einer nachvollziehbaren Logik. Auch hierzulande könnte dies eintreffen. Das immer schneller werdende Angebot an – auch qualifizierten – Arbeitskräften begünstigt eine

klassischen Parametern der Marktwirtschaft abweichend beeinflussen zu wollen. Die gegenwärtige soziale und ökonomische Krise ist auf diese Weise keineswegs mit den ihr vorangegangenen Krisen vergleichbar. Ging es bei der ersten und zweiten industriellen Revolution primär darum, zu vermeiden, dass eine Klasse zu viel und für einen zu geringen Lohn der anderen zuarbeiten musste, erweist sich aktuell die Arbeit selbst als (knappes) Wirtschaftsgut, das es gilt, tunlichst gerecht zu verteilen. Dabei stellt sich zwar auch die berechtigte Frage, ob heute, im 21. Jahrhundert,

nen Schieflage zu ergreifen gilt es, langsam, aber sicher auf ein neues Modell der Umverteilung überzugehen, ohne die internationalen Wechselbeziehungen existentiell zu bedrohen.

Arbeitsmarkt-Reformen sind notwendig

Der erste Schritt einer Umverteilung berührt notgedrungen den Arbeitsmarkt. Wichtig hierbei ist das Bauen zweier Pfeiler staatlicher Teilnahme an der Arbeitsmarktpolitik in zeitlicher Abfolge: erstens die Wiederherstellung des Staatsmonopols der Arbeitsvermittlung,

Versand im
Postabonnement 70%
Filiale Bozen

Nr. 98
Oktober 2011

Euro 3,50

www.kulturelemente.org
info@kulturelemente.org
redaktion@kulturelemente.org
kulturelemente.wordpress.com

4 Gegen eine „Monokultur des Bewusstseins“: Von den Veränderungen in der Landwirtschaft leitet **Hans Augustin** Überlegungen zu einer globalen Zukunftsperspektive ab.

5 Finanzkrise und Spekulation: **Marco Meng**, selbst eine Zeitlang im Investmentsektor tätig, kritisiert das Schneeballsystem von Zinsen und Zinssenszinsen und verweist auf dessen sozialpolitische Auswirkungen.

6 Sozialer Wandel – globaler Wandel: **Roland Benedikt** Resümee versteht die Vision gesellschaftspolitischer Entwicklung der näheren Zukunft als handlungsorientierte Anregung für eine politisch aktive Zivilgesellschaft.

11 Das Netzwerk **Ecolnet** im Porträt: die zivilgesellschaftliche Plattform will mit lokalen Akteuren und Aktionen für ein zukunftsorientiertes, „globales“ Denken und Handeln eintreten.

13 Die Kurzgeschichte „Geld“ von **Martina Berscheid** ist der Siegertext eines Literaturwettbewerbs des Wiener Holzbaum Verlags und der Kulturzeit-schrift VIENNARAMA.

Kunst im Büro: der Maler und Zeichner **Hermann Permann** hat die Räumlichkeiten der Firma Amonn Office in Bozen gestaltet.

Während in den europäischen Machtzentralen Sparpakete geschnürt werden, um die aufgeregten Märkte zu beruhigen, macht unter Jugendlichen das Wort von der „Generation Null“ die Runde. Ausgehend von den dramatischen Werten zur Jugendarbeitslosigkeit in Spanien etabliert sich der Begriff unter Betroffenen für die Gruppe der Studierenden oder bereits Ausgebildeten zwischen 18 und 25 Jahren, deren berufliche Zukunftsperspektive zwischen Projektarbeit oder Durchreiche von Praktikum zu Praktikum changiert. Immer deutlicher zeichnet sich für junge Erwachsene eine Zwei-Klassen-Gesellschaft ab: wer den richtigen Hintergrund hat, kommt in den Arbeitsmarkt, die anderen bleiben in Zeiten abnehmender privater und öffentlicher Arbeitsangebote außen vor. Welche Perspektiven ergeben sich daraus für die Zukunft von Wirtschaft und Gesellschaft?

Diese Fragestellungen haben den Anlass zu den Beiträgen gegeben, die das vorliegende Heft 98-11 der **Kulturelemente** versammelt. Der umfangreiche und detaillierte Aufmacher aus der Feder des angehenden Historikers Andreas Raffener wird flankiert von Beiträgen zur Krise des gegenwärtigen Wirtschafts- und Finanzsystems (Hans Augustin S.4, Marco Meng S.5) – ein Gegenbild dazu entwerfen die Positionen des Netzwerks Ecolnet (S.11) und die Thesen zum sozialen Wandel von Roland Benedikter (S.6), der sich in seinem Arbeitsbereich an der Stanford Universität schwerpunktmäßig mit den zukünftigen gesellschaftlichen Entwicklungen Europas befasst.

Im Literaturteil stellen wir die Autorin Martina Berscheid mit ihrer Kurzgeschichte „Geld“ vor. Mit diesem Text hat Berscheid die Juroren des literarischen Wettbewerbs textase – veranstaltet vom Wiener Kulturmagazin VIENNA-RAMA in Zusammenarbeit mit dem Holzbaum Verlag – überzeugt.

Die Galerie dieser Nummer ist einem der eigenwilligsten und im besten Sinn eigenartigsten Künstler Südtirols gewidmet; dem Maler und Zeichner Hermann Permann. Die gezeigten Arbeiten fallen allerdings etwas aus diesem Rahmen; es handelt sich einen Auftrag für das Bozner Unternehmen Amonn Office.

Die Redaktion

zweitens die (erneute) Gründung von wirtschaftsorientierten Staatsunternehmen.

1) Arbeitsvermittlung

Ein Blick auf den Arbeitsmarkt genügt und man sieht, dass die Aufgabe der Verwaltung nicht gänzlich, wenn überhaupt, der Privatwirtschaft überlassen werden kann, da diese naturgemäß sich von ihrer Tätigkeit die höchsten Gewinne verspricht und daher die gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Aufgabe der Vollbeschäftigung keinesfalls erfüllen kann. So muss der Staat hier selbst initiativ und nicht bloß regulativ eingreifen und das Credo „Vermittlung geht vor Leistung“ mit Leben erfüllen. Jede Vermittlung in ein Beschäftigungsverhältnis sollte Ausplünderung verhindern. Weiters sollte sie dem Grundgesetzprinzip der Unantastbarkeit der Menschenwürde Rechnung tragen. Überdies wäre es auch nicht im Sinne einer gerechten Sozialreform, wenn für gleiche Arbeit ungleiche Löhne ausgezahlt würden. Somit ist die Festlegung eines gesetzlichen Mindestlohnes zentrale Grundbedingung für jede weitere Betrachtung. Die verzettelte Datenerhebung über vorhandene freie Stellen erschwert einerseits unnötig die Besetzung und andererseits die Arbeitssuche. Im Hinblick auf die Einwanderungsgesetze, die einen Arbeitsplatz als Bedingung für die Erteilung der Aufenthaltserlaubnis für Nicht-EU-Ausländer vorgesehen, ist es unerlässlich, über zuverlässige Daten über den „Arbeitsmarkt“ zu verfügen, um sinnvolle Entscheidungen über Quotenregelungen zu treffen. Da vor allem in der Bildungspolitik ein großer Handlungsbedarf nach Prognosen besteht, ist es offensichtlich notwendig, über eine solide Basis zu verfügen, um den möglichen Bedarf an Arbeitskräften in einem Tätigkeitsfeld zu ermitteln. Wenn es nicht die Allgemeinbildung und/oder das Fachwissen ist, nach dem eine Firma Stellen besetzt, dann hat die Arbeitsvermittlung einen schweren Stand und läuft konkret Gefahr, Arbeitsangebote in der näheren Umgebung des Bewerbers nicht zu berücksichtigen und damit sinnlose Umzüge und lange Anfahrten zu veranlassen, oder die Bewerber auf berufsferme Tätigkeiten zu verweisen, obwohl Stellen im gelernten Beruf verfügbar wären. Angesichts der bekannten Fragen bei den alltäglichen Verfahren der gemischten öffentlich/privaten Arbeitsvermittlung ist es eine Überlegung wert, das schon vor einiger Zeit (damals nur auf dem Papier) vorhandene Vermittlungsmonopol der Arbeitsagenturen wieder einzuführen. Eine derartige Lösung erlaubt bloß ganz wenige Ausnahmen, welche lediglich einen nach sachlichen Kriterien begrenzten Personenkreis betreffen. Darunter verstehe ich vor allem Spitzenwissenschaftler, Wirtschaftsfachleute auf sehr speziellen Gebieten, Fachärzte mit besonderen Kenntnissen und Fertigkeiten und Künstler. Oberstes Ziel der Vermittlung ist es, die Anwärter in feste Arbeitsverhältnisse zu vermitteln. Solange ein Anwärter kein solches Arbeitsverhältnis gefunden hat, steht er der – ebenfalls öffentlichen – Zeitarbeit zur Verfügung und ist verpflichtet, bei jedem ihm von der Vermittlung vorgeschlagenen Vorstellungstermin zu erscheinen und sich um Einstellung zu bemühen. Während Zeiten des Bezuges von Arbeitslosengeld und bei Bewerbern, die schwer eine Anstellung finden, ist es angemessen, Fortbildungsmaßnahmen durchzuführen. Dagegen sollte man sich vor Augen halten, dass solche Schritte uneingeschränkt die Idee erfüllen sollen, die Eignungen von Anwärtern besser mit den Ambitionen der Wirtschaft und des Dienstleistungssektors in Einklang zu bringen, und keinesfalls, suspekten, oft aus der Not geborenen Beratungsfirmen das schnelle Geschäft mit „Coaching“, „Bewerbungsseminaren“, „Rhetorik“, „Selbsterfahrung“ auf einem „öffentlich bezahlten Silbertablett“ zu präsentieren. Also sollten solche Kurse von der Arbeitsvermittlung

angeboten werden und zu einem anerkannten Berufsabschluss oder zur Aktualisierung bestehender Fachkenntnisse führen. Ferner wäre es darüber hinaus zweckmäßig, Sprachkurse für ausländische Bewerber und Führerscheinkurse aller Klassen öffentlich zu fördern. Es ist absolut nicht von der Hand zu weisen, dass viele Unternehmen keinesfalls über das ganze Jahr hinweg regelmäßig ausgelastet sind und daher bei Auftragsspitzen außerplanmäßige Arbeiter brauchen. Daraus ergibt sich das Bedürfnis der Zeitarbeit, die nicht nur als betriebliche Notwendigkeit sondern auch als Beitrag zur Senkung der Arbeitslosigkeit gesehen werden muss. Nie soll die Zeitarbeit dazu dienen, den legalen Kündigungsschutz zu umgehen. Dieser Missbrauch hat schon zur Entfaltung jener ominösen – von den Medien allzu dienstbeflissen als natürlich aufgenommenen – Formung des „zweiten Arbeitsmarktes“ geführt. Nach meiner Ansicht darf es eine solche Ausgrenzung nicht geben, da die öffentliche Vermittlung sowohl für eine gerechte Entlohnung und eine gleichsam persönliche Beschäftigung der Anwärter, als auch mit ständigen Vermittlungsbemühungen in Festanstellungen für eine höchstmögliche Transparenz der Grenzen zwischen Zeitarbeit und fester Betriebszugehörigkeit sorgen wird. Ein zersplittertes Netz nichtöffentlicher Zeitarbeit-Unternehmen, die wiederholt Filialen multinationaler Unternehmen sind, kann keineswegs in der Lage sein, für einen fairen und angemessenen Einsatz von Zeitarbeitern zu sorgen. Private suchen die Nähe zu anderen Privaten und sind dadurch voreingenommen, indem sie, die von den Unternehmen bezahlt werden, stets die Belange ihrer Kunden vor Augen haben werden. Wenn ein komplettes Vorhaben zur Vollbeschäftigung das Ziel ist, dann muss die reibungslose Kooperation von Arbeitsagenturen und Zeitarbeitsorganisatoren garantiert sein, nicht zuletzt, weil die Anwärter sich oft all die Jahre zwischen beiden Mustern bewegen werden und folglich die Bindeglieder fließend zu gestalten sind. Aus diesen Überlegungen heraus kann man die Zeitarbeit keineswegs den Privaten überlassen. Konsequenter- und idealerweise sehe ich eine Verstaatlichung aller Zeitarbeitsunternehmen vor, an und für sich mit Übernahme der bisherigen Belegschaft. Bei einem ernst genommenen staatlichen Monopol der Arbeitsvermittlung ist dieser Akt ohnehin selbstverständlich. Die staatlichen Zeitarbeit-Firmen arbeiten eng mit der behördlichen Arbeitsvermittlung zusammen, stellen alle erwerbsfähigen Arbeitslosen nach Ablauf der Unterstützung (auf Wunsch auch vorher) ein, bezahlen zumindest den gesetzlichen Mindestlohn (je nach Qualifikation und Leistung auch mehr), sorgen für ihren Einsatz entsprechend den Erfordernissen der Betriebe, wobei stets die berufliche Eignung der Betroffenen und die fachlichen Erfordernisse der Firmen in Einklang zu bringen sind. Die Bewerber im staatlichen Zeitarbeitsunternehmen unterliegen denselben Rechten und Pflichten wie die Arbeiter und Angestellten in der Privatwirtschaft: Dies bedeutet vor allem, dass Umstände, die in einer Privatfirma zu Sanktionierungen bis hin zur personenbedingten Entlassung führen würden, das gleiche Ergebnis auch im staatlichen Betrieb mit sich ziehen. Der einzige Gegensatz ist, dass hier betriebsbedingte Kündigungen offensichtlich ausgeschlossen sind. Legal von den Staatsbetrieben entlassene Personen erhalten eine mit dem aktuellen ALG vergleichbare Beihilfe zum Lebensunterhalt. Wenn heute private Zeitarbeitsfirmen am Werk sind, dann heißt es, dass man mit der Vermittlung von Zeitpersonal Geld verdienen kann. Weshalb sollte der Staat diese Form der Arbeitsvermittlung nicht als hoheitlich ansehen und daran verdienen? Da der Staat aber nach Mindestlohn begleichen müsste, und zwar für die ganze Dauer des Beschäftigungsverhältnisses, unabhängig davon, ob der Bewerber tatsächlich Arbeit hat, wäre der Reinertrag, ja die Gewinnspanne des Staates bedeutend geringer

als die der privaten Zeitarbeitsfirmen. Da aber der Staat gesamtwirtschaftlich denkt, würden die ersparten Transferleistungen und die Ankurbelung der Binnennachfrage aufgrund erneut plan- und durchführbar gewordener Lebensverhältnisse den Unterschied zwischen dem Fortschritt der privaten und dem der öffentlichen Zeitarbeitsvermittlung volkswirtschaftlich mehr als wettmachen.

2) Staatsunternehmen

Ein Staatsmonopol der Wirtschaft hat sich geschichtlich keineswegs bewährt und wäre darüber hinaus im völkerumfassenden Organismus aktueller Form nicht im Geringsten durchführbar. Aber man könnte an eine neue Rolle des Staates als Unternehmer parallel zur privaten Wirtschaft denken. Dabei sollten diese beiden Wirtschaftszonen keinesfalls in Konkurrenz zu einander treten. Dies würde man erreichen, indem man die Gewinnerwartungen staatlicher Betriebe niedriger als die in der Privatwirtschaft ansetzt, so dass der Staat wesentlich in Bereiche einsteigt, die die Privaten wegen schwacher Rentabilität außer Acht lassen. Der Staat hat es keinesfalls nötig, sich selbst finanziell zu bereichern, so dass er vor allem das Gemeinwohl vor Augen haben kann. Auch hat der Staat den längeren Atem und kann auf weite Sicht planen, um längerfristig doch den volkswirtschaftlichen Ausgleich für seine Tätigkeit zu erhalten. Diese besteht besonders in einer Förderung der allseitigen Leistungsfähigkeit, in einer Schonung der Umwelt, in einer Erhöhung der Binnennachfrage nach Gütern und Arbeitsleistungen, größerer Planungssicherheit im privatwirtschaftlichen und familiären Gebiet mit übereinstimmenden demografischen und rentenkonsolidierenden Effekten. Gegenwärtig ist es üblich, über Personaleinsparungen im öffentlichen Dienst die Staatshaushalte sanieren zu wollen. Auf diese Weise reagieren die öffentlichen Verwalter zwar im privatwirtschaftlichen Sinn richtig, stellen aber mittelfristig eine vermehrte Arbeitslosigkeit her, die wiederum die öffentlichen Kassen belastet und offenkundig keinesfalls den erträumten Wirtschaftsaufschwung mit sich bringt. So wären eine Erweiterung des Pflege- und Hilfspersonals in Kliniken, Seniorenheimen und bei der häuslichen Pflege, die Erhöhung des Personals in Amtsstuben, auf Postämtern und Bahnhöfen, in Ausnahmefällen auch bei Privatunternehmen mit Publikumsverkehr anzudenken. Zusätzliches Service-Personal käme der gesamten Wirtschaft keineswegs bloß wegen des Beschäftigungseffektes, sondern auch aus Produktivitätsgründen zugute, und nicht zuletzt wegen der Effektivität, den menschliche Ansprechpartner den sie ersetzenden Maschinen und Automaten meist voraushaben. Die Belegschaft von Staatsunternehmen erhält auf jeder Ebene ein Grundgehalt und eine erfolgs- (bzw. leistungsabhängige) Prämie, die 20% der Gesamtbezüge keineswegs übersteigt, damit „Leistung sich lohne“. Auch eine Laufbahn ist in einem Staatsbetrieb möglich, wenn das Personal über besondere Eignungen verfügt oder einen außerordentlichen Einsatz bei der Arbeit an den Tag legt. Die Vergütung bei einem Staatsunternehmen wird in der Regel ein klein wenig niedriger als in der Privatwirtschaft ausfallen, so dass ein Wechsel in die letztgenannte von vielen angestrebt werden wird. Dabei kann die öffentliche Arbeitsvermittlung auch entgegenkommend sein; sie wird aber dazu neigen, bei gleicher Qualifikation den Antragstellern das Vorrecht zu geben, die sich noch als Anwärter im Zeitarbeitsbetrieb befinden. Das in Südtirol noch greifende Phänomen der Vollbeschäftigung geht mit dem Richtsatz einher, dass alle Menschen ein gleiches Arbeitszeitpensum zu leisten haben. Da die Arbeit, die Aussicht, in der Arbeitswelt eine eigene Leistung zu erbringen, zur Richtschnur des Systems avanciert, ist dafür zu sorgen, dass keiner we-

sentlich länger arbeitet als der Durchschnitt der Beschäftigten, sonst würde dieser mehr „Ware Arbeit“ für sich in Anspruch nehmen und andere dadurch beeinträchtigen. Daher wird man klarerweise auch versuchen, Überstunden auf ein unverzichtbares Minimum zu reduzieren. Das Leisten von freiwilligen Überstunden sollte generell unzulässig sein, sowohl in privaten als auch in öffentlichen Betrieben. Ausnahmen, die vor al-



Foto: zeipunkt.ch

lem festgesetzte Berufssegmente, wie z.B. bestimmte leitende Angestellte, Ärzte und in der Forschung tätige Personen betreffen, bedürfen einzeln einer amtlichen Sondergenehmigung und setzen das schriftliche Einverständnis des Arbeitnehmers voraus.

Reformen des Steuersystems

In einer Phase der Etablierung einer zusammenhaltenden Gesellschaft, die sich die Vollbeschäftigung zum obersten Ziel setzt, kommen zwei bedeutsame Aufgaben auf das Steuersystem zu: zum einen für die Finanzierbarkeit sozialer Mehrausgaben zu sorgen, überdies steuernd in die Ökonomie einzugreifen, um ansprechende und erwünschte Verhaltensweise zu belohnen und unwillkommene Handlungen weniger rentabel zu machen. Dabei ist anzunehmen, dass vor allem die favorisierte Endabsicht der Vollbeschäftigung bei entsprechender und paralleler Beibehaltung des Privateigentums und der Privatwirtschaft bloß mit einer Fülle von keineswegs immer zusammenhängenden Einzelmaßnahmen finanziert werden kann. Das Ineinandergreifen dieser beiden Aufgaben setzt außerdem voraus, dass Transfers von dem einen zum anderen Haushaltsressort mit passenden Regelungen verwaltungsmäßig erleichtert werden.

Ein erster wirkungsvoller Schritt wäre die Herabsetzung der Besteuerung von Unternehmen, damit diese nicht in Billiglohn-Länder abwandern, ihre Konkurrenzfähigkeit aufrechterhalten und keine betriebswirtschaftlichen Veranlassungen für Personalreduktionen haben. Dabei denke ich an eine allseitige Kürzung der Spitzenbesteuerung um 2-3% mit einer individuellen Anpassung des Steuersatzes, je nach Personalpolitik des jeweiligen Unternehmens. Im tatsächlichen Fall sollten Unternehmen, die in den letzten zwei Jahren die Belegschaft erhöht haben, eine um 5% höhere Steuersenkung als der Durchschnitt erhalten, während solche, die im selben Zeitraum die Belegschaft über die natürliche Fluktuation hinaus verringert haben, eine um 5% niedrigere Steuersenkung als der Durchschnitt erhalten sollten. Auf diese Weise würde man Firmen belohnen, die einen Beitrag zur Entlastung des öffentlichen Beschäftigungssektors geleistet haben und parallel dazu den Einsatz von Massenentlassungen als Mittel, um die Kapitalrendite eines Unternehmens auf Kosten der Bevölkerung zu erhöhen, wirtschaftlich weniger attraktiv werden lassen.

Für Handwerksbetriebe, deren Tätigkeitsschwerpunkt im privaten Wohnbau und in Instandhaltungsreparaturen liegt, sowie bei Haushaltshilfen und Personal der privaten häuslichen Alters- und Krankenpflege sollte an verkleinerte Mehrwertsteuersätze gedacht werden.

Gegenwärtig ist justament in diesen Branchen die Schwarzarbeit, die keinen Cent an die Gemeinschaft abführt, ganz besonders verbreitet. Ein niedrigerer MwSt.-Satz würde den Anreiz zur Steuerhinterziehung mindern, wenngleich nicht gänzlich zum Verschwinden bringen. Jedenfalls wäre ein minimales Steueraufkommen für den Staat günstiger als der vollständige Steuerausfall, welcher die Schwarzarbeit mit

sich bringt. Mehr Kontrollen und stichprobenartige Untersuchungen würden die Betriebe und die betroffenen Privathaushalte zu mehr Steuerehrlichkeit motivieren. Freilich sollte die komplette Steuerabsetzbarkeit für Investitionen für die häusliche Pflege bedingungslosen Einsatz finden, da es hier in vielen Fällen um sozialschwache Mitmenschen geht.

Bedeutsam wäre eine Ausdehnung der Bandbreite der steuerfreien Löhne, vor allem in der Übergangsphase zur zusammenhaltenden Gesellschaft, um die noch bestehenden Härtefälle, an und für sich im Bereich der Pensionisten, zu entschärfen. Zudem sollte eine steilere Steuerprogression im Bereich der hohen und sehr hohen Einkommen Anwendung finden (z.B. ein Spitzensteuersatz von 52 % bei Einkommen über 500.000 Euro/Jahr und von 65% bei Einkommen über 1.000.000 Euro/Jahr). Eine stärkere Besteuerung hoher Einkommen würde auch der Tatsache Rechnung tragen, dass kein Mensch das Tausendfache des Durchschnittsmenschen wert sein kann. Eine höhere Besteuerung höchster Einkommen würde als Nebeneffekt den Firmen mehr Bewegungsfreiheit für die Verteilung mittlerer Einkommen an tüchtige Mitarbeiter aus den mittleren und unteren Führungsebenen gewähren. Dies würde auch die Gewinnaussicht einschließen, verdiente Mitarbeiter leichter zu befördern und damit deren Motivation zu erhöhen.

Möglich wäre auch die Einführung einer Fusionssteuer, z.B. in Höhe von im Durchschnitt 1% des Buchwertes der fusionierenden Firmen (von 0,1% wenn dadurch keine Arbeitslosigkeit entsteht, bis zu 3 %, gestaffelt nach Anzahl der „freigesetzten“ Arbeitskräfte, wenn die Fusion zu signifikanter Arbeitslosigkeit führt). Fusionierungen von Unternehmen können aufgrund des Skaleneffekts und der Vermeidung von parallelen Forschungsaktivitäten von großem volkswirtschaftlichem Nutzen sein und dürfen daher grundlegend keineswegs unterbunden oder ohne Not über Gebühr erschwert werden. Gewiss ist häufig zu beobachten, dass Verschmelzungen den alleinigen Vorsatz einer Personalreduktion, die oft genug mit einer Kurssteigerung der übereinstimmenden Aktie bei der Bekanntmachung einhergeht, verfolgen und in solchen Fällen ist es ungerechtfertigt, die Gemeinschaft mit den Kosten des reinen Strebens nach Profit zu belasten.

Unternehmen, die zur „Rettung“ staatliche Zuschüsse erhalten, vergeben dem Staat stimmrechtigte eigene Aktien im Nominalwert der erhaltenen Hilfe (zum Börsenkurs am Tag der Überweisung des staatlichen Transfers). Der Staat ist somit an Unternehmenspolitik und Gewinn dieser Unternehmen – und keineswegs nur an deren Verlusten – beteiligt und kann immer die somit erworbenen Wertpapiere zum aktuellen

Börsenkurs veräußern (Sozialisierung von Verlusten und Gewinnen). Das könnte – muss aber nicht – zugleich der erste Schritt in Richtung Gründung von staatlichen Unternehmen sein. Dazu möchte ich auf die Gefahr der direkten Konkurrenz zwischen staatlichen und privatwirtschaftlichen Unternehmen hinweisen, die zu Konkurrenzverzerrungen führen kann. Also ist es ratsam, das der Staat nur so lange die Aktien behält – und über fachkundige und aufrichtige Funktionäre in die Geschäftspolitik der betroffenen Unternehmen eingreift – bis das Unternehmen saniert ist und der Staat auf diese Weise mit Gewinn aus der Firmenbeteiligung aussteigen kann. Bei einigen Zweigen, wie z.B. Energie und Versorgung, könnte der Staat auf Dauer seine Anwesenheit in den Unternehmen beibehalten, dann müsste aber die staatliche Teilnahme, bis hin zur vollständigen Verstaatlichung, für die ganzen Branchen gelten.

Augenblicklich gängige Steuersparmodelle (z.B. Schiffsbeteiligungen oder geschlossene Immobilienfonds) sollten möglichst verboten werden, sofern sie keineswegs die steuerliche Absetzbarkeit von eindeutig der beruflichen Tätigkeit zurechenbaren Kosten betreffen. Der Spitzensteuersatz sollte faktisch der Finanzkasse zugeführt werden und keinesfalls eine besonders profilierte und ausgeprägte Risikobereitschaft oder die Lust, sich massiv zu verschulden, auszeichnen. Eine fehlgeschlagene Annahme kann folgenschwere Konsequenzen für die gesamte soziale Reichweite des Spekulantens haben. Eine unverhältnismäßige Hypothek führt zu wirtschaftlichen Desastern, wenn die Liquidität des Schuldners aufgrund von Misere, wie z.B. einer unfall- oder krankheitsbedingten Arbeitsunfähigkeit, ausfällt. Nicht zuletzt sind die Ansporne der Steuersparmodelle an der Entstehung von gewagten und obskuren Finanzprodukten schuld, die die Geldmenge ohne Gegenwert aufblähen und von rücksichtslosen Verkäufern vermögenden, aber keinesfalls immer wirtschaftlich kompetenten Kunden zu deren Nachteil angeboten werden.

Die Kapitalertragssteuer wird dem Lohn zugeschlagen und als Gesamteinkommen versteuert. Sofern die Einbehaltung einer Quellensteuer von EU-Vorschriften verlangt wird, dann soll diese Quellensteuer bloß als Vorschuss auf die Besteuerung des Gesamteinkommens dienen. Wenn die Kapitalerträge und die sonstigen Einkommen die steuerliche Freigrenze keinesfalls übersteigen, dann ist die abgezogene Kapitalsteuer zum Termin der ansonsten zu bezahlenden Lohnsteuerrückerstattung an den Nicht-Steuerpflichtigen zurückzuzahlen.

Es gibt augenblicklich genügend Fälle – und in der Übergangsphase zur gemeinsam-solidarischen Gesellschaft wird sie es immer noch geben – in denen mit Hilfe der Zinsen auf dem Ersparten pekuniäre Engpässe überwunden werden können. Auch eine Frühpensionierung kann oft mit dem Ersparten finanziert werden, z.B. im Falle keineswegs amtlich als erwerbsunfähig anerkannter, dessen ungeachtet tatsächlich entscheidend leistungseingeschränkter Personen. Demgegenüber ist es ein Gebot der Fairness, alle Einkommen eines Haushalts gleich zu behandeln und gleich zu besteuern. Die gegenwärtige Möglichkeit einer anteiligen Steuerrückerstattung der Abgeltungssteuer, wenn der persönliche Steuersatz niedriger als 25% liegt, ist im Kanon gerecht, aber in der Umsetzung, dem Verständnis und vom Arbeitsaufwand her zu schwer.

Resümee und Ausblick

Auch wenn in Südtirol noch das Phänomen der Vollbeschäftigung greift, können diese Gedankensplitter als ein Versuch erörtert werden, als erster Schritt in eine neue Gesellschaftsordnung die Arbeitslosigkeit mit geeigneten Maßnahmen zu beseitigen. Erst wenn es keine Menschen in einem Land gibt, denen der Zugang zu einer normalen Arbeit verwehrt wird, kann man eine immer breitere Schicht in den Aufbau der post-neoliberalen, „solidarischen“ Gesellschaft einbeziehen.

„Zwei-Klassen-Generation:
Es wird die geben, die sich teure
Bildung leisten können und
dann die besten Jobs
bekommen, und die, die sich
nach dem Studium auf Jobpilot
und Stepstone und Monster
jahrelang auf Stellen bewerben
und dabei eine Flut von
Absagen sammeln.“
(aus einem blog-Beitrag zu:
Generation Null)

Hans Augustin

Die Monokultur des Bewusstseins

Monokultur ist ein gängiges Bild in der Landwirtschaft und nicht unproblematisch. Hingegen ist Monokultur im Bewusstsein gefährlich, denn es reduziert Landwirtschaft zu einem Nutznießer der Industrie. Das aber ist Landwirtschaft nicht. Landwirtschaft hat eine Kernkompetenz, von der sie sich nicht verabschieden kann: die der Schöpfungsbewahrung. Und Landwirtschaft hatte zu jeder Zeit eine Zukunftsperspektive: das Überleben der Menschen.

Nach so verheerenden Katastrophen wie dem Tsunami in Japan, dem Erdöl­desaster im Golf von Mexiko, einem Orkan wie Katrin, atomaren Unglücksfällen wie in Tschernobyl oder Fukushima (deren Eintreffen ständig in Abrede gestellt und wenn dann doch, als völlig harmlos bezeichnet wird), erfolgt erste Hilfe für die Betroffenen immer in Form von Lebensmitteln, Trinkwasser, Decken, Notunterkünften, Hygienemaßnahmen. Es ist die menschliche Grundversorgung, die auf landwirtschaftlichem Know-how basiert. Auf intakten Böden, auf Wasser, auf einem Klima, das Wachstum erlaubt. Auf einer Infrastruktur, die Ernte, Verteilung oder Bevorratung ermöglicht. Auf dem Wissen, wie man etwas macht. Wir brauchen nicht so zu tun, als hätten wir Agrartechnologie erfunden, wir haben sie nur weiterentwickelt, nicht immer zum Nutzen des Bodens, der Umwelt, der Atmosphäre, der Lebensbedingungen des Menschen.

Szene 1: Wir müssen davon ausgehen, dass seit den ersten Zeugnissen menschlicher „Zivilisation“ – der Kenntnis von der Verwendung von Werkzeugen zur Jagd, Zubereitung von (Wild) Früchten, von der Domestizierung von Wildpferden, Wildrindern und der Bevorratung von Sa-



Foto: biglayout

Landwirtschaft ist in der Grundausrich­ tung handwerklich orientiert. Es gibt unzählige „Handgriffe“, die das garan­ tieren, was die Erde am Leben erhält: Vielfalt.

men, Fleisch, Getreide usw. – Landwirtschaft als Hand-Werk betrieben wird. Diese Technik ist das Fundament menschlicher Kultur. Sie diente der Erhaltung von Leben. Die Entdeckung, dass Feuer für die Zubereitung von Nahrung, zur Herstellung von Keramik, zum Herausschmelzen von Erz aus Gestein nutzbar ist (was in seiner Bedeutung größer ist als der Flug zum Mond), brachte eine gravierende Änderung und Beschleunigung der Kulturentwicklung. Inwieweit sie unter dem Aspekt von Nachhaltigkeit gesehen werden kann, zeigen uns die Auswirkungen der letzten zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre. Diese Entwicklungsstufen waren die logischen Voraussetzungen für die weiteren Schritte in Konzepten einer Art „Beherrschung“ der Natur. Heute spricht man von Ausbeutung.

Szene 2: Wenn man die laufenden Diskussionen um technische Entwicklungen in Medizin, Ernährungswissenschaft, Energieforschung, Nanotechnologie usw. beobachtet, könnte man meinen, wir sind nun endgültig über den Stand von Ackerbau- und Viehzucht hinaus. Die Produktion von Lebensmitteln ist ein Kernbereich der Biotechnologie mittels Gentechnik, Klonen, industriell forciertem Wachstum durch Hormone etc. Aber mittlerweile sehen wir uns vor die Tatsache gestellt, dass das mit „Lebens-mittel“ nichts zu tun hat. Eher mit food-design, mit Imitation,

Fälschungen, Betrug, Macht und gigantischen Gewinnen. Der Mensch ist in seinen Empfindungen „konservativ“. Wir riechen gern Angenehmes, essen gern Geschmackvolles – eine Tomate ist kein runder, roter Zellhaufen mit einem grünen Blatt darauf, als Dekoration – sondern eine Tomate sollte wie eine Tomate schmecken. Und man schmeckt, ob sie ihre Reife durch die Sonne oder mittels Neonröhren bekommen hat. Wir umarmen gerne Menschen aus Fleisch und Blut und keine Automaten, wir pflegen vielfache Begabungen, die sich mit dem Material aus der Natur realisieren, wir haben Empfindungen beim Hören von Musik, beim Lesen von Büchern, wir gehen ins Kino und sind von Inhalten positiv oder negativ ergriffen. Aber die Perspektive täuscht. In manchen Bereichen der sogenannten westlichen Industriestaaten mag ein industriell koordiniertes Produktions-, Verteilungs- und Konsumkonzept durchaus als „Fortschritt“ erscheinen, der Großteil der Welt allerdings befindet sich noch immer im Bereich der Subsistenzwirtschaft bei der Lebensmittelproduktion, der Verteilung, der Teilnahme am Markt. Manches hat sklavenähnliche Abhängigkeiten. In vielen afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern geht es um das (nackte) Überleben einer Bevölkerungsgruppe mit zum Teil primitivsten Mitteln. Kennzeichen sind die Verdrängung von bäuerlichen Kulturen durch industrielle Interessen (z.B. Sojaanbau im Amazonas, Viehwirtschaft wegen großer Nachfrage von Fleisch für den „Westen“), beschwerliche Bearbeitung des Bodens, die Abhängigkeit vom Klima, vom Zugang zu Märkten, von Saatgut und Düngung. Von nationaler Landwirtschaftspolitik, von Konzernen, die den Bauern nicht nur den Boden streitig machen, sondern sie auch in fatale Abhängigkeit von Saatgut, Düngung und Vermarktung bringen. Konventionelle Landarbeit ist nicht konkurrenzfähig, sagt man. Sie wäre es, wenn man die Bedingungen verändern würde. Wenn das Horten von z.B. Reis, Getreide, Mais aus Spekulationszwecken verboten wäre. Denn afrikanische Länder sind gezwungen, agrarische Produkte zu exportieren und nicht für den Eigenbedarf zu verwenden, weil sie Geld für Schulen, Krankenhäuser usw. benötigen – und dabei verhungern. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war in Europa der Bedarf an Grundnahrungsmitteln wie Brot, Milch, Butter, Obst und Gemüse groß. Man setzte die Technologie von vor dem Krieg einfach fort, weil sie einfach und relativ kostengünstig funktionierte und die Erträge einigermaßen gesichert waren. Das Erreichen von Qualität stand vor Quantität, obwohl Mangel herrschte. In Ermangelung entsprechender Geräte benutzten die Bauern für ihre Arbeit jene Mittel, die sie zu Kriegsbeginn hatten: Handarbeit, personelle Ressourcen, Improvisation und den Glauben an eine Zukunft in Frieden und materieller Sicherheit. Die agrarischen Anstrengungen bescherten uns im Laufe weniger Jahre eine Überproduktion, die einerseits das eigene Überleben sicherte und andererseits durch deren Verkauf einen finanziellen Spielraum ermöglichte. Gegen Ende der 50er Jahre setzte die Maschinisierung ein und damit der Abbau von Arbeitskräften, verbunden mit dem Anstieg der Erträge und der Beendigung der Versorgungsengpässe. Bedeutsam wurde das Wissen um Ernährung, die nicht nur den Magen füllte, sondern auch aus gesundheitlichen Erwägungen wichtig wurde.

Szene 3: Ein Lehrfilm der Landeslandwirt-

schaftskammer für Tirol, hergestellt 1952 aus den Mitteln des Wiederaufbaufonds EFP, zeigt die Produktion von Pflanzkartoffeln im Schmirntal. Ein für die Qualität des gewünschten Produkts offenbar bestens geeigneter Standort. Weil, wie im Film erklärt wird, auf Grund der Höhenlage bestimmte Schädlinge nicht vorkommen, Temperatur, Regen, Sonne in guten Verhältnissen zum Erfolg dieser Zucht beitragen. In mehreren Versuchsanlagen werden „Klone“ gezüchtet, die durch Qualitätsprüfungen immer genauer sortiert werden, bis eine Sorte von Pflanzkartoffeln erreicht ist, die für die klimatischen Bedingungen, die Bodenverhältnisse Tirols und eine ergiebigen Ernte am besten geeignet ist. Ziel war, den Bedarf an Kartoffeln zu decken und Kunden mit guter Qualität zu versorgen. Besonderer Wert wurde auf Auswahl und Lagerung gelegt, verbunden mit den Ratschlägen einer fachkundigen Pflanzung, um dem Bauern ein Einkommen zu gewährleisten. Denn in den Jahren nach dem Krieg war vor allem die Versorgung und Verteilung von erschwinglichen Lebensmitteln aus regionaler Produktion ein Anliegen. Der Film zeigt beeindruckend, unter welchen Bedingungen Landwirtschaft in alpinen Lagen betrieben wurde. Mit Steilflug und Seilwinde wurden Steilhänge beackert, bepflanzt und abgeerntet. Heute würde man dazu sagen, dass sich das nicht „rechnet“. Bestimmte Faktoren wie Stundenlöhne, Gewinnmargen, Investitionen verunmöglichen diese Bewirtschaftung. In Wahrheit geht es um viel mehr als um den Ertrag aus dieser Arbeit. Es ist das, was die Wirtschaft nicht sehen will: der ideelle Nutzen, der in der Pflege einer intakten, faszinierenden, schönen Natur besteht. Der die Tallagen vor Lawinenabgängen bewahrt. Der in der Erhaltung eines Naturambientes besteht, das in Tourismuskatalogen gerne als einzigartig verkauft wird, aber für die – einzigartig – die Kosten nicht aufgebracht werden wollen.

Szene 4: Wir werden umdenken müssen. Landwirtschaft ist in ihrer Grundausrich­ tung handwerklich orientiert. Es gibt unzählige „Handgriffe“ – und damit ist nicht der Druckknopf an einer Maschine gemeint – , die das garan­ tieren, was die Erde am Leben erhält: Vielfalt. Die Katastrophen der jüngsten Geschichte – vom Erdöl­desaster im Golf von Mexiko bis Fukushima – beweisen es. Wir gehen an der Monokultur des Bewusstseins zugrunde. Monokultur des Bewusstseins kennt nur Gewinne, koste es was es wolle. Und es kostet alles. Auch wenn die Rede des Häuptlings Seattle an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Franklin Pierce, 1854 mit dem Titel, „Wir sind ein Teil der Erde“ nur eine literarische Fiktion sein mag, ist der Inhalt erschreckend aktuell: „... und wenn der letzte Fisch gefangen ist, werden wir merken, dass man Geld nicht essen kann“. Den unzähligen, un- oder schlecht bezahlten Handgriffen der Menschen auf dieser Welt ist es zu danken, dass sie das Gesicht dieser Erde erhalten haben. Auch wenn die Verwundungen schmerzvoller und tiefer und die Narben mehr werden. Aber es ist unsere Erde. Während Saatgut-, Lebensmittel- und Energiekonzerne heftig bemüht sind, aus dieser Erde einen Supermarkt zu machen, in dem man sich nach Kräften bedienen kann, bleibt eine der Schlussfolgerungen des Buches „Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome erschütternd ernst: Wir werden die Natur deshalb wertschätzen MÜSSEN, weil sie für uns unersetzlich ist und NICHT, weil wir mit ihr Geld machen können.



Marco Meng

Währungssystem auf Sand gebaut

Das Schneeballsystem von Zinsen und Zinseszinsen

Die Zweifel an der Tauglichkeit der dominierenden ökonomischen Theorien sind seit dem Ausbruch der letzten Finanzkrise nicht verstummt und werden immer lauter. Selbst der Präsident der Europäischen Zentralbank hat kürzlich die Wirtschaftswissenschaftler dazu aufgerufen, sich auch fachfremden Ansätzen zu öffnen, um die Defizite ihrer gängigen Theorien zu beheben. Derweil sind die Profiteure der Praxis nicht untätig: immer neue Finanzderivate zum Spekulieren mit immer mehr vorhandenem Geld machen die Finanzwirtschaft zu einem Dschungel.

Doch daran, die eigentlichen Ursachen dieser immer wiederkehrenden Krisen zu beseitigen, denkt kaum ein Wirtschaftswissenschaftler. Politiker schon gar nicht. Tatsächlich ist unser auf Zinsen beruhendes Geldsystem voller destruktiven Tendenzen, denn das System eines Geldkreislaufes, bei dem sich das Geld durch Zins und Zinseszinses unaufhaltsam vermehrt, kann auf Dauer nicht störungsfrei funktionieren. Das fängt bei der „Geldschöpfung“ an, ist doch das jetzige Geld schon von seiner Erzeugung an mit Zins verknüpft. Es wird von den Zentralbanken auf dem Weg über Kredit in den Wirtschaftskreislauf gebracht, hinzu kommt die Giralgeldschöpfung, wodurch Geschäftsbanken in der Lage gebracht werden, in begrenztem Maße bargeldloses Geld aus dem Nichts zu schaffen, das als Kredit in Umlauf gebracht wird. Das bedeutet: mit aus dem Nichts geschöpftem Geld werden Forderungen der Banken gegenüber Schuldern geschaffen. Heute ist es so, dass niedrige Zinsen zu hoher Liquidität führen wie auch umgekehrt hohe Zinsen durch den mathematischen Zinseszinsseffekt die Inflation ankurbeln. Und das ist der grundsätzliche Konstruktionsfehler in unserem Finanzsystem. Das Paradoxe an diesem Zinssystem ist, dass sich einerseits das Geld durch den mathematischen Effekt des Zinseszins vermehrt, andererseits durch die Niedrigzinspolitik der Notenbanken, die den Finanzmarkt mit immer neuem günstigen Geld überfluten. Das Zuviel Geld sorgt dabei zwangsläufig für steigende, hochspekulierte Preise. Es schwirrt mehr Geld um den Globus als Güter und Dienstleistungen dem vermeintlichen „Geldwert“ gegenüberstehen – ein Ungleichgewicht, das immer schneller zu immer heftigeren Krisen führt.

Nun könnte einer einwenden, das bisherige Währungssystem habe doch immer gut funktioniert – aber genau das stimmt nicht. Die Geschichte der Finanzen ist nicht nur eine Geschichte voller Missverständnisse, sondern vor allem auch eine Geschichte voller Krisen, angefangen bei der sog. Tulpenkrise im 17. Jhd., über den Kurssturz an der Wiener Börse 1873 und dem Zusammenbruch der US-Bank Jay Cook & Company, dem Börsenkrach von 1929 und jenem vom Oktober 1987 an der Wall Street bis zur Asienkrise 1997, der Dotcom-Krise Ende der 1990er und der Hypotheken- und Finanzkrise von 2008/2009.

Denkt man das System von Zins und Zinseszins logisch zu Ende, begreift man, dass es sich dabei um ein System mit Verfallsdatum handelt – und die Intervalle der Zusammenbrüche werden in einer globalisierten Welt, in denen per Computer das Geld in Millisekunden um den Erdball geschickt wird, immer kürzer. Das heißt, die Werte- und Existenzvernichtungen werden immer massiver. Da immer mehr Geld vorhanden ist, wird die Finanzbranche auch immer erfindungsreicher, was mit dem vielen Geld gemacht werden soll. Produkte wie deren Kürzel sorgen für Verwirrung: neben ETFs und ETCs, also börsengehandelten Schuldverschreibungen, die den Kurs von Rohstoffen oder Edelmetallen abbilden, werden auch noch ETNs, ETVs und ETPs gehandelt, daneben Verbriefungen (eine Bank bündelt Kredite, die sie los werden will und verkauft sie) und Derivate, d.h. „abgeleitete Finanzprodukte“, das sind Instrumente, um an der Börse und außerbörslich zu wetten – zur Recht

von Börsenlegende Warren Buffet als gefährliche „Massenvernichtungswaffen“ gebrandmarkt. Dass der außerbörsliche Handel mit Wertpapieren und Devisen zunimmt, ist direkte Folge der zunehmenden Geldmengen. OTC („Over The Counter“), also außerhalb der Börse entstehen immer neue „Finanzprodukte“, mit denen wiederum gezockt und spekuliert wird. Allen voran mit Kreditausfallversicherungen, sogenannten Credit Default Swaps (CDS). Deren Halter sichert sich gegen die Pleite des Schuldners ab und zahlt dafür eine Prämie. Laut US-Finanzministerium sind weltweit CDS im Wert von 28 Billionen (28.000 Milliarden!) Dollar im Umlauf. Wenn bei einer Umschuldung der Griechenland-Kredite CDS zur Auszahlung fällig würden, hätte das zweifelsohne eine Kettenreaktion wie 2008 nach der Lehman-Pleite zur Folge.

CDS werden per Mausclick gehandelt, mit anderen Versicherungen gebündelt oder mit ihnen wird auf einen fallenden Wert spekuliert. Man kann sie kaufen, ohne dass man das, was sie eigentlich versichern, besitzt. Alles Dinge, die schlichtweg unseriös sind. Weltweit zu den größten Spielern in diesem Geschäft gehören einige wenige Großbanken: die Deutsche Bank und Investmentbanken wie JP Morgan oder Goldman Sachs sind mit dabei. Der Markt für Kreditderivate ist in hohem Maße konzentriert. Laut US-Finanzministerium hielten Ende 2010 die fünf Großbanken JP Morgan, Bank of America, Citigroup, HSBC und Goldman Sachs CDS in einem Volumen von insgesamt 13,7 Billionen Dollar, also die Hälfte des weltweiten Marktes. OTC-Derivate haben Ende 2010 ein Volumen von 601 Billionen US-Dollar erreicht. Das nächste Finanzprodukt, das fragwürdig ist, sind ETF, also börsengehandelte, sogenannte Index-Fonds. Die gehen zunehmend dazu über, „physisch unterlegt“ zu sein, d.h. sie zocken tatsächlich mit Weizen, Öl etc. und verknappen dadurch das Angebot. Auch hier sind Komplexität und Undurchschaubarkeit ein Markenzeichen. Eine Fülle

den Börsen und bei den Banken akkumuliert, statt der realen Wirtschaft zu dienen.

Ursache für die geradezu schon groteske Geldvermehrung (nicht Wohlstandsvermehrung!) ist die Zinsformel: doch Zinseinkommen müssen, wie alle Einkommen in der Wirtschaft, erarbeitet werden. Da aber das Wirtschaftswachstum schon seit Jahrzehnten nicht mehr mit dem Wachstum der Geldvermögen, Schulden und Zinsströme Schritt halten kann, wird die Inflationsblase immer größer. Und nicht nur, wer Schulden hat, zahlt Zinsen: im Durchschnitt stecken heute mehr als 30% Zinsen in allen Preisen für Güter und Dienstleistungen, die wir zum täglichen Leben brauchen, denn auch das Eigenkapital von Unternehmen muss mittels Errechnung eines entsprechenden „kalkulatorischen“ Zinses mindestens soviel Rendite abwerfen, wie man bei festverzinslicher Anlage am Kapitalmarkt ohne Risiko erzielen könnte. Je kapitalintensiver eine Produktion und je länger die Kapitalbindung, um so höher ist der Anteil der Finanzierungskosten an den Gesamtkosten. Von den Konsumausgaben der Haushalte fließt also letztlich tagtäglich ein Drittel für die Aufbringung von Zinsen ab – und landet bei den Banken, die davon ihren Gewinn abzweigen.

Der Zins ist damit eine versteckte Umverteilung von denjenigen, die weniger Geld haben, zu denen, die mehr Geld haben als sie überhaupt ausgeben können, denn das Zinssystem hat zur Folge, dass Milliardenguthaben sich täglich um hunderte Millionen – dem Nettojahresverdienst von hunderttausenden Arbeitnehmern – vermehren. Im Zeitraum zwischen 1950 und 1985 wuchs das Bruttosozialprodukt in der Bundesrepublik um das 18fache – die Schulden um das 51fache und Banktransaktionen um das 83fache. Schulden wachsen heute dreimal so schnell wie die Produktivität. Genauso ergeht es dem Staat: musste 1950 nicht einmal 1% des Bundeshaushaltes für den Schulden aufgewandt werden, sind es heute mehr 30% – mit steigender Tendenz, denn allein die Zahlung der Zinsen verschlingt Milliarden. Logische Folge davon ist, dass schon bald – sowohl für Staaten als auch Unternehmen und Privatpersonen – die Zinslasten für den Schuldenberg irgendwann nicht mehr bezahlt werden können und es zu einer schweren Krise kommen muss. Das Spiegelbild



Foto: dirko.net

neuer Investmentprodukte ist in den vergangenen Jahren auf den Markt gekommen. Dazu gehören Exchange Traded Commodities (ETCs), Exchange Traded Notes (ETNs) oder Exchange Traded Vehicles (ETVs). „Finanzprodukte“, also Spekulationspapiere, ohne die die Menschheit lange Zeit problemlos leben konnte. Gerade dass immer mehr neue Finanzprodukte erfunden werden, sorgt dafür, dass sich das Geld an

von Habenzinsen sind nämlich Sollzinsen, das heißt, Geldvermögen können nur wachsen, wenn auch die Schulden wachsen und dafür Zinsen gezahlt werden. Während die Zinsen ungehindert wachsen, geht man davon aus, dass auch die Wirtschaft stets wachsen könne, doch stößt das angesichts begrenzter Ressourcen und Absatzmärkte auf Grenzen, zumal die Forderung nach immer mehr Wachstum massiv einen Raubbau

Finanzplatz Frankfurt:
Die Intervalle der
Zusammenbrüche
werden in einer
globalisierten Welt, in
denen Computer das
Geld in Millisekunden
um den Erdball
schicken, immer
kürzer.

Roland Benedikter wirkt als
Europäischer Stiftungsprofessor
für Soziologie und Kulturanalyse
am Europa Zentrum der Stanford
Universität und am Orfalea
Zentrum für globale und
internationale Studien der
Universität von Kalifornien in
Santa Barbara.

an Natur und Umwelt bedeutet. Die Geldvermehrung durch Zinsen und insbesondere den explosionsartigen Zinseszins-Effekt feuert wie gesagt zusätzlich die spekulativen Finanzmärkte an und führt dort zu Spekulationsblasen, die immer wieder unvermeidlich platzen. Ein solches exponentielles Wachstum wie durch den Zinseszins-Effekt kann man auch in der Natur beobachten – allerdings heißt es dort Krebs. Mithin ist es nachgerade leichtfertig, behandelt man die Zinsproblematik weiterhin wie ein Naturgesetz. Der Großteil des Geldes, welches heute existiert, ist verzinst angelegt. Das bedeutet, dass die Geldvermögen jedes Jahr um den Zinssatz wachsen. Dabei werden die gewonnenen Zinsen wieder angelegt und im nächsten Jahr wieder verzinst. Das Fatale bei einer solchen

Roland Benedikter

Sozialer Wandel bedeutet im Obama-, Wen Jia-bao-, Putin-, Sarkozy- und Merkel-Zeitalter nicht mehr nur lokaler, nationaler oder europäischer, sondern immer auch schon globaler Wandel. Mit dem Ende der neokonservativen Bush-Ära am 20. Januar 2009 ging das Ende des Zeitalters der „monopolaren“ US-Vorherrschaft einher, die seit dem Fall der Berliner Mauer Wirtschaft, Politik und Kultur dominierte. Mit dem Amtsantritt Barack Obamas erfolgt eine so seit Jahrzehnten nicht dagewesene Öffnung in Richtung einer multidimensionalen und vielschichtigeren Welt. Damit ist sowohl eine Veränderung der sozialen Sphäre wie der in sie eingelagerten Kulturstimmung gekennzeichnet. Die Frage für Zivilgesellschaftler, Intellektuelle und Bürger lautet, was das bedeutet. Woran kann man sich in Zeitbezug und Aktualität orientieren? Welche Kernpunkte gilt es im Hinblick auf den sozialen Wandel der Gegenwart zu beachten? Und wie kann man lokale, nationale und internationale Veränderungsfaktoren so zusammenschauen, dass sie für die kreative Arbeit relevant werden? Eine systemisch ausgerichtete Beobachtung des gegenwärtigen sozialen Wandels ergibt gewisse Grundelemente, an denen im Dickicht der Tagesereignisse und in der Tiefenambivalenz eines schier unübersehbar vielfältigen Veränderungsgeschehens Orientierung möglich ist.

Dazu zählen u.a. folgende Elemente:

Drei Enden unserer Zeit. Wir sprechen heute in den Sozialwissenschaften von drei epochalen Enden, die die Gegenwart kennzeichnen: a) das Ende des „Neoliberalismus“ (im Bereich der Wirtschaft, man sehe die globale Finanz- und Wirtschaftskrise 2007-10); b) das Ende der „Neuen Weltordnung“ (im Bereich der Politik, man sehe den Verlust der einseitigen Vormachtstellung der USA und das Auftreten neuer Weltmächte wie China); c) das Ende der „Postmoderne“ (im Bereich der Kultur, man sehe die Tendenzen zu neuen „Aufbautheorien“, Integralismen und Idealismen); d) die „Rückkehr der Religionen“ (im Bereich der Letztbegründungen, man sehe die Re-Christianisierung der USA und Europas bei Spaltung der anglikanischen Kirche und inneren Kämpfen zwischen „Thomisten“ und „Schelerianern“, die Politisierung von Teilen des Islam sowie das Militantwerden von Teilen des Hinduismus und Konfuzianismus).

Competing modernities. Was sich im Zusammenwirken dieser drei Enden unserer Zeit am Schnittpunkt von globalen, nationalen und regionalen Dimensionen ergibt, ist eine Welt der „competing modernities“, das heißt der „miteinander konkurrierenden Modernitäten“ (Martin Jacques). Das bedeutet: Während die Konzepte von Moder-

Zinseszinsentwicklung ist, dass der Zuwachs immer schneller vor sich geht, letztlich explodiert. Beispiel „Josefspfennig“: Hätte jemand im Jahre 0 nur einen halben Euro-Cent zu 5% Zins angelegt, so wäre daraus durch Zinseszins im Jahre 1466 der Wert einer Erdkugel aus Gold und heute bereits über 200 Milliarden Erdkugeln aus Gold geworden. Man sieht, dass das Zinssystem nur begrenzte Zeit funktionieren kann. Dieses Wachstum der Vermögen und Schulden vollzieht sich unabhängig von der realen Wirtschaftsleistung. Der Volkswirtschaftsprofessor Prof. Bernd Senf hat errechnet: alle 15 Jahre verdoppelt sich durch Zinserträge das Geldvermögen. Die Spirale, die sich aus Schulden und Zinszahlungen immer mehr ausweitet, bedroht das

Die Öffnung der Gegenwart

Entwurf zu einer Theorie des sozialen Wandels

ne und Modernität bis vor kurzem fast ausschließlich vom „Westen“ definiert und vorangetrieben wurden, entstehen heute Modernitäten in anderen Weltregionen wie China oder Indien, die technologisch genauso modern sind wie der Westen, aber damit andere „Ideen des guten Lebens“ verbinden. Während der Westen Moderne mit Individualität, personenzentrierter Freiheit, Menschenrechten und Demokratie verbindet („All different, all equal“), bedeutet Moderne für neue Weltmächte wie China eher Kollektiv, Einheit, Harmonie und Stabilität („Der Berg bewegt sich nicht“). Der Wettbewerb zwischen verschiedenen Sozialkonzepten von technologisch ähnlich entwickelten, aber kulturell sehr unterschiedlichen „Modernen“ wird die kommenden Jahre prägen.



Foto: Roland Benedikter

Die Öffnung der Gegenwart setzt insgesamt einen sozialen Wandel frei, der in seinen Systemrationalitäten und Diskurstypologien vierdimensional strukturiert ist: Es wirken in ihm 1. wirtschaftliche, 2. politische, 3. kulturelle und 4. religiöse Systemrationalitäten und Diskurstypologien. Die Verwebung dieser vier typologischen Systemrationalitäten und Diskurstypologien erfolgt so, dass jeweils eine oder mehrere von ihnen eine temporäre Führungsrolle einnehmen und andere für eine Zeit lang zurücktreten, und dass sich nach einiger Zeit die Gewichtung zwischen den vier Dimensionen wiederum zu neuen Vorreiter-, Katalysatoren- und Antriebsrollen verschiebt. In ständiger Verschiebung, Allianz und Wettbewerb zwischen wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und religiösen Diskursmotiven um die Führungsrolle konturieren sich die Rahmenbedingungen und (objektiven und subjektiven) Realitäten sozialen Wandels heute mittels einer kaum dagewesenen Flexibilität und Fluidität. Zugleich setzt dieser Wandel als prägendes Merkmal „Tiefenambivalenz“ frei, das heißt statt des in den vergangenen Jahrzehnten noch oft kulturell dominierenden „Entweder-Oder“ ein neues „Sowohl-als-auch“, das mittlerweile die Mehrzahl belangvoller Zeitphänomene kennzeichnet.

Aus alledem ergibt sich, dass jeder Versuch einer interdisziplinären Verständnisbemühung, wie sozialer Wandel heute vertieft zu begreifen ist, und wie die Zeitphänomene so gelesen werden können, dass eine zeitgemäße Analyse diesen Wandel sowohl in sich aufnehmen und widerspiegeln wie aktiv mit und an ihm arbeiten kann, zumindest viererlei zu berücksichtigen hat:

Raum-Dimensionen. Lokal, national, global gilt es zu berücksichtigen und in ihrer neuartigen Verbindung („global“) zu durchschauen. Dies sind vorrangig synchrone Dimensionen.

Zeit-Dimensionen. Dazu kommen diachrone Dimensionen: Schichtungen, Verschiebungen,

Fundament unserer Gesellschaft. Mit ein paar halbherzigen Reformen ist es da nicht getan. Die gängigen ökonomischen Theorien können jedenfalls die vielen Blasen, die sich überall wieder zusammenbrauen, nur marginal beschreiben – und sind alles andere als Wahrheiten, die es sich lohnen würde, dass man sie in Stein meißelte. Vor den aus Zinsen herrührendem Problem verschließen Ökonomen und Politiker die Augen. Dabei sind Zinsen und Zinseszinsen für ein funktionierendes Währungssystem nicht einmal notwendig (und wie gezeigt, nicht einmal sinnvoll), obwohl es allgemein so geglaubt und akzeptiert wird. Nicht aber der, der das Zinssystem abschaffen will, ist ein „Spinner“, sondern der, der glaubt, ein solches System könnte funktionieren.

Zeitsprünge und –brüche, Geschwindigkeitsdifferenzen, Diskontinuitäten des Wandels. Damit sind vor allem, aber nicht nur Veränderungen in Sozialpsychologie, Lebensstilen, Identitätsformationen gemeint, in denen sich die vier Systemrationalitäten und Diskurstypologien „plastisch“ zum konkreten Leben verbinden.

Eigendynamik der Diskurstypologien und Systemrationalitäten. Heutige Systemrationalitäten wirken komplexer und effizienter zusammen als im „monopolaren“ Zeitalter der Ideologien. Wirtschafts-, Politik-, Kultur- und Religions-Logiken zeigen gleichzeitig sehr unterschiedliche Diskursmuster und Dynamiken, die zunächst aus einem internen Gesichtspunkt verstanden werden müssen, um sie dann kritisch beurteilen zu können.

Demografie und Technologie. Diese beiden Faktoren, ehemals am Rande der Analyse sozialen Wandels angesiedelt, steigen heute zu größerer Bedeutung als je zuvor auf und werden die kommende soziale Sphäre mehr denn je mit prägen. Dazu gehören die „neuen Befreiungstechnologien“ von Silikon Valley ebenso wie die Bemühungen der globalen Zivilgesellschaft um Nachhaltigkeit, auf der anderen Seite aber zum Beispiel auch die Vorbereitungen führender Weltmächte zur „Lebensraumverbreiterung für die Menschheit“ mittels Besiedlung der Milchstraße (neue Mond- und Marsmissionen von USA, China und Indien, konzeptioneller Verlust der Einheit von Erde und Menschheit sowie der Zentrumsstellung der Erde für die Menschheit).

Wozu wir im Blick auf die kommenden Jahre herausgefordert sind, ist, in Verbindung dieser zum Teil avantgardistischen Komponenten eine mehrdimensionale Zusammenschau auf den heutigen sozialen Wandel zu gewinnen und mit einer weiterführenden, bewusst interdisziplinären und allgemein verständlichen Theorie auf eine Weise zu verbinden, dass eine partizipative Diskussion in der Öffentlichkeit stattfinden kann. Wir benötigen heute einen „großen“ Blickwinkel auf den sozialen Wandel als Anregung für die Zivilgesellschaft, diesen Wandel in ihre Arbeit aufzunehmen, ihn widerzuspiegeln, sich aber auch selbst aktiv und kreativ an seiner Gestaltung zu beteiligen. Wir sollten uns dabei zunächst auf zentrale Elemente und Bausteine, d.h. auf das Kennenlernen und die Erprobung einer Methodologie der Beobachtung und Urteilsbildung konzentrieren, welche die Bürgerinnen in die Lage versetzen soll, selbstständig Phänomene des Wandels in ihrer Mehrdimensionalität im Spannungsfeld zwischen den sechs diskurstypologischen und systemlogischen Kerndimensionen Wirtschaft, Politik, Kultur, Religion, Technologie und Demographie zu erkennen, zu reflektieren und zu beurteilen. Das ist nicht zuletzt eine Einladung, die in zeitgenössischen Theorien vorhandene Methodologie zeitgemäß zu adaptieren und dabei notgedrungen (und unausweichlich) weiterzuentwickeln.

Ecolnet: Eine Plattform mit Geschichte

Seit den 1960er und 1970er Jahren gibt es eine Entwicklung hin zu Nachhaltigkeit und Wissensaustausch bei der Lösung dringender Fragen. Die Zusammenarbeit zwischen Regierungen und Bürgerinitiativen spielt dabei eine wichtige Rolle. Dazu entstand eine internationale Zivilgesellschaft. Weil die Regierungen den ökologischen und politischen Wandel nicht allein vorantragen konnten, begannen Bürger und Wissenschaftler damit, sich zusätzlich in unabhängigen Initiativen zu organisieren. 1968 entstand der „Club of Rome“, es kam zur Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992. Ende der 1980er Jahre entstand – als eine von vielen Basisinitiativen – das Netzwerk „Sol“ in Österreich. Damals entstand unter der Leitung von Arno Teutsch auch der Verein „Ecolnet“ in Bozen als international ausgerichtetes Netzwerk für Südtirol. Ecolnet war in den 1980er und 1990er Jahren eine Bürgerinitiative, die hauptsächlich von ehrenamtlicher Arbeit getragen wurde. Sie baute eine zivilgesellschaftliche Brücke zwischen tiefenökologischen, feministischen, gewerkschaftlichen und gesellschaftsemanzipatorischen Ansätzen. Ecolnet, das waren zahlreiche Einzelprojekte, darunter: Oilwatch für eine Zivilisation ohne Erdöl, Integrales Entwicklungsmanagement, Tätigkeit zu Freier Software und Freiem Wissen, das Projekt „Gute Arbeit“, das Projekt Sonnenblume zur sozialen Innovation, das Projekt Modelle nachhaltiger Lebensstile. Ecolnet, das waren aber auch das Klimabündnis Ecuador und Filme über die Lebensformen und Kulturtraditionen der Eingeborenen in Teilen der Entwicklungsländer. Über zwei Jahrzehnte war Ecolnet auf diese Weise eine Mischung von Ansätzen, die die Südtiroler Gesellschaft offener, vielfältiger, toleranter, nachhaltigkeitsorientierter machten – manchmal mit aufsehenerregenden Aktionen und Erfolgen, manchmal mit weniger Durchschlagskraft oder am Rande der gesellschaftlichen Themen. Ecolnet bedeutete Freiheit und Vielfalt der Sichtweisen bei einigen tragenden gemeinsamen Idealen. Ecolnet bedeutete aber auch eine allmähliche gesellschaftliche Durchsetzung – und damit Verallgemeinerung – zentraler Themen, wodurch die Aufgabenstellung sich veränderte. Dazu kamen wachsende Selbstausbeutung und eine zunehmende Verkettung bürokratischer Vorgaben. Dies ließ seit 2005 den Sinn der Initiative undeutlich werden.

Neugründung für die Herausforderungen der heutigen Welt

Trotzdem ist Ecolnet noch immer lebendig. Viele Menschen in Südtirol sind darauf ansprechbar. Mit ihnen ist es möglich, aus den Erfahrungen des bisherigen Weges Schlüsse zu ziehen, um neue Kraft zu schöpfen für die Bewältigung der Aufgaben, die sich der BürgerInnengesellschaft nach der weltpolitischen Wende 1989-91 und nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 im Zeitalter von Klimawandel, Bevölkerungsexplosion, technologischem Wandel und Krise des Finanzsystems stellen. Ecolnet ist als Plattform, als Ansprechpartner für Zukunfts-Fragen vielen Südtirolerinnen und Südtirolern noch immer ein Begriff, auch eine Hoffnung. Das ist ein Erbe, das unserem Land nicht verloren gehen sollte. Deshalb hat sich im Herbst 2009 eine neue Kerngruppe zusammengefunden, die Ecolnet wieder ins Leben gerufen hat. Die Gruppe will Ecolnet an die Anforderungen der Gegenwart anpassen. Sie will – parteiunabhängig – Maß-

Nachhaltige Lebensstile

Ecolnet: Zivilgesellschaftliche Initiative für Südtirol neu gegründet

nahmen für eine nachhaltigkeitsorientierte Zukunft in Südtirol setzen. Sie will die realitätsnahe Verwirklichung der Ideale und Visionen der internationalen Zivilgesellschaft lokal vorantreiben: Nachhaltigkeit, globale Wissensteilung, freier Wissenszugang und gesellschaftliche Emanzipation „von unten“. Es geht im Kern also um die Verbindung von Wissen mit gesellschaftlicher Veränderung. Die gemeinsame Grundlage ist mit einem – vielleicht manchmal unglücklich verwendeten, aber heute mehr denn je gültigen – Wort der Gedanke der „Bewusstseinsentwicklung“. Er enthält den Gedanken der Ganzheit des Lebens, das Bedürfnis der Teilnahme an dem vor unseren Augen ablaufenden Paradigmen-



Foto: Ecolnet

wechsel und nach einer Gesamtsicht der Dinge, aber auch den UNESCO-Gedanken „Alle sind gleich, alle sind anders“. Er beinhaltet auch die Suche nach einer Lebensform des Einzelnen im Austausch mit der natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt.

Was Ecolnet kann, ist zweierlei:

1. Lebenserfahrung austauschen, um ein multidisziplinäres „Lebenswissen“ zu entwickeln. Das schließt Forschung und Wissensaustausch ein. Ecolnet veranstaltet dazu monatliche Dialogtreffen zu Schwerpunktthemen.
2. Eine öffentliche Plattform zu aktuellen Themen bilden, um Aufklärungsarbeit über die „großen Themen“ unserer Zeit voranzutragen, aber auch Hilfe bei der Praxis in den unterschiedlichen Arbeits- und Anwendungsfeldern, in denen Mitglieder der BürgerInnengesellschaft in Südtirol tätig sind.

Ecolnet verfügt dazu über eine regionale Infrastruktur, über die Hilfestellung von Seiten internationaler Netzwerke, aber auch über wissenschaftliche Beratung und Anbindung, darunter – über das Vorstandsmitglied Roland Benedikter – an die Universitäten Stanford und Santa Barbara. Diese beiden Universitäten gelten als führend zum Thema „Zivilgesellschaft“, „Nicht-Regierungsorganisationen“, „Befreiungstechnologien“ und „freie Software / freies Wissen“.

Der Arbeitsschwerpunkt: Die globale Veränderung als Ganzes sehen

Der Arbeitsschwerpunkt, den Ecolnet in den kommenden Jahren setzen wird, ist Wissensaustausch zur „Globalisierung“. Es geht um eine Sichtweise, die „das Ganze sehen“ will. In Südtirol besteht – trotz aller Vielfalt hoch spezialisierter Teilinitiativen, oder gerade deswegen – heute ein wachsender Bedarf nach ei-

ner „Gesamtsicht der Dinge“, der hierzulande noch wenig bis gar nicht abgedeckt wird. Es handelt sich um eine Sicht, die dem globalen Wissen gerecht wird und den Bedarf nach Sinngebung des Tuns mit dem vor unseren Augen ablaufenden Veränderungsprozessen und der Entwicklung der Arbeitswelt in Beziehung setzen kann. Auf dieses Thema der Ganzheit und der Einheit von Wissen, Sinn, Leben und Arbeit wird sich das „neue“ Ecolnet konzentrieren. Arbeitsschwerpunkte, um das Ganzheitsthema zu konkretisieren, werden Forschung und gesellschaftliche Information zur „globalen Systemverschiebung“ der Gegenwart sein. Was ist damit gemeint?

Wir befinden uns heute nach Meinung der meisten internationalen Beobachter in einer „globalen Systemverschiebung“. Diese besteht in vier großen Einzelentwicklungen: in „drei großen Enden“ und einer „globalen Renaissance“, die gemeinsam unsere Zeit kennzeichnen:

1. Das Ende des „Neoliberalismus“ auf dem Gebiet der Wirtschaft (erste Dimension des Wandels). Daraus wird heute der Beginn einer nachhaltigkeitsorientierteren Finanz- und Wirtschaftsweise möglich.
2. Das Ende der „Neuen Weltordnung“ auf dem Gebiet der Politik (zweite Dimension). Daraus wird heute die Entstehung einer multidimensionaleren Welt möglich.
3. Das Ende der „dekonstruktiven“ „Postmoderne“ auf dem Gebiet der Kultur (dritte Dimension). Daraus wird heute die Entstehung einer konstruktiveren „reifen Moderne“ möglich.
4. Die globale „Renaissance der Religionen“ auf dem Gebiet der Werte (vierte Dimension). Daraus wird heute eine neue Auseinandersetzung mit Formen „rationaler Letztbegründung“ und „rationaler Spiritualität(en)“ möglich.

Wichtig scheinen uns nicht so sehr diese vier Dimensionen für sich, sondern ihre zunehmende Interaktion, wechselseitige Verstärkung und Interferenz – das heißt die Vermischung ihrer Voraussetzungen, Wirkungen und Folgen zu lokalen, regionalen und internationalen Triebkräften der Veränderung.

Das, was im Schnittpunkt dieser vier Dimensionen in der Welt geschieht, soll bei Ecolnet gesammelt und für Südtirol fruchtbar gemacht werden. Umgekehrt sollen Erfahrungen, die Südtirol vorbildlich gemacht haben, von Ecolnet in internationale Netzwerke eingespeist und für die Diskussion über die globale Systemveränderung fruchtbar gemacht werden.

Mitglieder des neuen Ecolnet (in alphabetischer Reihenfolge): Anton Auer, Ulli Bauhofer, Roland Benedikter, Martha Jimenez-Rosano, Ingrid Karlegger, Peter Litturi, Giovanni Melillo, Sissi Prader und Christian Troger

Theodor Siller

Nachdem ich nicht weit vom Bildungshaus des Augustiner-Chorherrenstiftes Neustift wohne, mache ich dorthin gerne Spaziergänge. Beim Stiftseingang findet sich eine Anschlagtafel mit Weiterbildungsangeboten in Sachen Kreativität, Natur, Religion usw., und ich frage mich immer, was ich aus solchen Veranstaltungen an Impulsen alles mitnehmen könnte. Dann sehe ich bei einem Eingang zur Linken im ersten Innenhof des Stiftes, wo der Pavillon der Weltwunder steht, ein Schild, welches auf ein Öko-Zentrum in diesem Stiftstrakt hinweist. Ich denke mir dabei jedes Mal, in welcher Weise ich hier mein Studienwissen einbringen oder gegenüberstellen könnte, zumal ich während der Endphase meines Studiums auch umweltsoziologischen Themen wie der Nachhaltigkeit in der Frage der Beziehung zwischen Gesellschaft und Umwelt begegnet war. Mich faszinierte damals der interdisziplinäre Diskurs zwischen Sozial- und Naturwissenschaften zur sogenannten Materialflussanalyse als Modell zur Berechnung des Austausches zwischen Gesellschaft und Umwelt in Form der Entnahme der Rohstoffe und der Rückgabe der Abfälle aus gesellschaftlich-industrieller Produktion an die Umwelt. Die Frage der biologischen Abbaubarkeit von Abfällen zur Minimierung der Umweltbelastung als Faktor zu einer eventuell reduzierten Belastung der Umwelt steht dabei in einem engen Zusammenhang zu diesem Modell. Anknüpfend an die Aspekte materiellen Austausches beschäftigte mich die Frage des ideellen Austausches zwischen Gesellschaft und Natur, bedingt durch die Beziehungen der milieuspezifischen Perspektiven zueinander, die durchaus Stereotypen aufweisen, die es zur wechselseitigen Durchdringung gegenseitig zu durchbrechen gelte. Dieses Wechselspiel nach umfassender Inanspruchnahme verinnerlicht und notwendigerweise auch einmal hinter mir lassend, sehe ich mich an als Schnittstelle der unvollkommenen Auseinandersetzung exponiert, wobei erhebende Momente zwischendurch und unerwartet mich dies zuweilen als ein aufregendes Abenteuer empfinden lassen; ich versuche dies dann als eine Faszination von Kreativität und Zufall im mystischen Zusammenhang mit Fragen der Nachhaltigkeit in einen Rahmen zu fassen.

Die Chance für einschlägige Lösungsansätze zum Thema sehe ich in der Verinnerlichung stringenter sozial- und naturwissenschaftlicher Fragestellungen und von dort ausgehend in der Hingabe an die freie Assoziation auf der Basis von Kreativität und Zufall, welche tiefschürfende philosophische Fragen gebiert, die auch meine milieuspezifische Perspektive in mancher Hinsicht durch ihre Hinterfragung durchaus erweitern kann. Die relativierende Erkenntnis meiner spezifischen milieubedingt geprägten Ansichten ist eine wichtige Grundvoraussetzung zur möglichst unvoreingenommenen Auseinandersetzung mit und für das assoziative Experimentieren entlang von Green Economy und Nachhaltigkeit. Eine solche Eidetik im Sinne eines ‚es erscheint mir‘ (Husserl!), gleichsam als Innenschau oder mit einem religiösen Terminus als Kontemplation bezeichnet, mag anfangs, als eine schmerzhaft Hürde empfunden, die Psychodramatik eines Klostereintritts haben (Abteien als Weiterbildungszentren wie obiges Beispiel haben erwartungsgemäß eine solche Aura an sich); entscheidend ist in jedem Fall – egal, ob innerhalb oder außerhalb eines geistlichen Ambientes – nämlich die Übung des Verzichts im Allgemeinen, die sich dann immer mehr ausdifferenziert und damit fortwährend herausfordernder wird, vor allem, wenn dann verschiedene daraus hervorgehende Erkenntnisinhalte einander zu-

Green Economy und Nachhaltigkeit

Die Magie der kreativ-zufälligen Erlebnisgemeinschaft

nächst scheinbar entgegenstehen. Das Aneignen von neuen ungewohnten Handlungen als Schritte in Richtung Nachhaltigkeit ist somit, als ein Ringen mit sich selbst, ein oft schmerzlicher Prozess, welcher viel Konsequenz und Durchhaltevermögen abverlangt und oft das Gefühl der Verzweiflung aufkommen lassen kann. Dies ist mit dem Eindruck verbunden, dass man auf der Stelle tritt, an einer bestimmten Hürde zu scheitern droht. Genau an einem solchen Punkt, wo es nicht mehr weiter zu gehen scheint, verschafft oft der Zufall einen bestimmten Durchbruch, der dann die Qualität eines Erfolgserlebnisses hat. Dieses Erfolgserlebnis bleibt nicht für sich allein, etwa als Monade, es entäußert sich im übertragenen Sinn vielmehr als prophetische Verkündigung nach innen und je nach Umständen auch nach außen. Die Dramatik liegt im Ungefragten, im nicht Abrufbaren, mit dem auch das notwendig unkontrollierte Denken einhergeht. Theologisch-philosophische Grundlagen, die diesem Zugang einen Konzeptcharakter verleihen, finden sich erstmals seit der Neuzeit.

De ludo globi – das Kugelspiel, oder frei zu meiner Überlegung passend: Das Weltenspiel - war eine Ausstellung zu Ehren des ehemaligen Brixner Bischofs und Philosophen Nicolaus Cusanus, die Mitte der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in der Brixner Hofburg stattfand. Der Titel der Ausstellung verriet eindeutig ihre einschlägige Bezugnahme auf sein gleichnamiges, im Jahr 1463 unter dem vollständigen Originaltitel verfasstes Werk Dialogus de ludo globi, in welcher er theoretisch-methodisch und auch praktisch durch das vom ihm erfundene Kugelspiel eine hinführende Gottesbetrachtung darlegt. Im Hof der Hofburg konnte man dieses Spiel ausprobieren: dabei musste man eine zur Hälfte volle und zur Hälfte hohle Kugel auf einer Fläche schieben, die in der Folge vom selben Ausgangspunkt immer wieder andere Wege nahm. Dies sei symbolisch für die Unvorhersehbarkeit hinsichtlich der Koinzidenz der Gegensätze im Sinne einer wundersamen göttlichen Fügung auf einen einzigen Punkt Omega (Theilhard de Jardin) hin, den nur Gott kennt, und es regt zum Andenken unzähliger Welten an: geträumter, passierter und erhoffter Welten. Deren Erschaffung könnte man, sprachphilosophisch gesehen, im bekannten Werk des berühmten österreichischen Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein, nämlich dem Tractatus Logicus Philosophicus grundgelegt ansehen, wo es im ersten Satz als Feststellung heißt, die Welt sei alles, was der Fall ist. Wo die Sprache fehlt, ist auch keine Welt, keine Umwelt möglich. Poppers Drei-Welten-Modell (physische, psychische und soziale Welt) könnte in der Folge eine methodische Erkenntnishilfe darstellen, wenn es um eine qualitative Aufschlüsselung der Ereignisse in ihre Wahrnehmungs- bzw. Verortungskomponenten geht. Demnach kann man wohl den jeweiligen Lebensraum als eine gelungene mögliche Welt verstehen, die nicht zwingend so sein muss, also weder erzwungen noch verhindert, sondern vielmehr in der je subjektiven Wahrnehmung erschlossen werden kann, wenn man zugleich die unerschlossenen geistigen Ressourcen anerkennt, deren Freisetzung ein ungeahntes wunderbares Zusammenspiel ergibt. Meine Rolle darin ist die eines kreatürlichen Wesens im stets tastenden und suchenden Einklang mit mir selbst und der Umwelt. Eine vielfältige und tief-schürfende Auseinandersetzung als je persönliches Lebenskonzept, zu einer neuen Verwurzelung führend, kann Elemente innerer Nachhaltigkeit in sich bergen. Dadurch etabliert sich ein basispolitisches Verständnis einer Selbsterfindung des Umweltbewusstseins aus sich selbst

heraus, sich symbolistisch mitteilend, also als geistige partizipative Eigenproduktion. Von dieser Warte aus sind wir mit den natürlichen und geographischen Gegebenheiten in einem die Vielfalt an Lebenserfahrungen konstituierenden Austausch. Darauf gründet die je nach Beschaffenheit des Lebensraums jeweils ureigenste Prägung mit allen Facetten und Charakteristiken, das jeweils ureigenste Selbstverständnis.

Blickt man nun nach außen über die eigenen territorialen Grenzen und erfährt von bereits existierenden und ausgereiften Denkansätzen zur Nachhaltigkeit, mag man sich vielleicht für einen Augenblick selbstkritisch betrachtend die Frage stellen: Worin besteht nun eine jeweils lokal bedingte ureigenste Umgangsweise mit weltweit etablierten Ideen und Strömungen zu Green Economy und Nachhaltigkeit und die daraus resultierende Anknüpfung an diese? Was machen wir jeweils konkret daraus und was können wir darüber hinaus machen? Welche Ressourcen und Chancen bieten sich? All dies ist ein unendlicher Prozess, bei dem es eigentlich – dies sei als Trost gesagt – kein folgelogisches Vorher und Nachher, sondern stets ein unmittelbares, multipel folgenreizitendes Jetzt gibt. Man braucht sich also nicht vorzuwerfen, etwas verpasst zu haben. Die Rahmenbedingungen sind allerdings radikal kontingent, es hängt also von ständig wechselnden Situationen ab, welche jeweils entsprechende unterschiedliche Befindlichkeiten nach sich ziehen, was trotz dieser an sich beruhigenden Einsicht so manche bleibende Unzulänglichkeit erklären mag. Dies hat auch mit dem jeweils unterschiedlichen Funktionieren, Zusammenspielen, damit einhergehend mit der entsprechenden Abgestimmtheit, aber auch mit Begrenztheit und Abhängigkeit zu tun. Der souveräne Umgang mit Begrenztheit und Abhängigkeit ist wohl das, woraus man Bodenständigkeit und Verwurzelung schlussfolgern kann. Diese beinhaltet ein tiefgreifendes Verständnis für alles, was das bereits oben erwähnte Entnehmen und Zurückgeben an die Natur durch Kultivierung in lokalgeographisch ureigenster Prägung betrifft. Ich denke wohl, dass hier eine innere Freiheit fühlbar einhergeht, aus welcher ein intuitives Sinnbewusstsein hinsichtlich ökologischer Verträglichkeit wächst. Auf dieser Grundlage artikulierte Bedürfnisse sind unentbehrlich im Hinblick auf eine starke Zivilgesellschaft, die technischen und wirtschaftlichen Entwicklungen souverän gegenüber stehen soll. Sie etablieren eine starke basispolitische öffentliche Meinung durch das praktizierte Exempel alternativer Entwürfe und Umsetzungen, die zugleich ausstrahlen und zurückwerfen. Sartre spricht von der allein aus der Existenz heraus immer wieder neu entworfenen Freiheit, welche im selben Moment mit der Verantwortung eine untrennbare Verbindung eingeht, und zwar – wie es der deutsche Philosoph Hans-Martin Schönherr-Mann (2008) ausführt – durch die Begründung des Brennpunktes der Freiheit im Zurückgeworfensein des Individuums auf sich selbst. Durch die stete Wiederholung dieser Erfahrung, bei der man in gewisser Hinsicht einen Erkenntnishorizont erreicht, wird Individualität immer wieder neu geboren und Empathie gewonnen, welche die Essenz und Grundbedingung nachhaltiger Gesinnung ist. Darauf bauen schließlich schrittweise kommunikative Grundlagen auf, welche in ihrer Struktur kybernetisch dezentralisiert sind. Im Ganzen ließe sich ein geistiger Synergieeffekt horizontaler lokaler Vernetzungsprofile vorstellen.

Unter derartigen Voraussetzungen bedeutet die Erschließung der Landschaft für mich nichts Anderes als ein nach innen Wandern in die Seele der

geographischen Ausformung (die im Grunde nichts anderes ist als die typische Art und Weise „einheimischer Rezeption“), um in einer intensiven Beziehung zu ihr zu verwurzeln. Der Effekt ist dabei eine stete Ausdifferenzierung des existentiellen Realitätssinns hin zur Bodenständigkeit in deren stetiger autonomer Weiterentwicklung und Vertiefung. Eine ideale Voraussetzung ist sowohl die Möglichkeit zu frei gestaltender Begegnung als auch zu meditativem Rückzug – beides im lustvollen Wechselspiel miteinander.

Mit dieser Erkenntnis komme ich wieder auf dieses anregende Ambiente des Bildungshauses zurück, nunmehr im praktischen lokalen Gewahrsein um die Notwendigkeit nachhaltiger Behutsamkeit, den Fluchtpunkt grüner ökologischer Auseinandersetzung als neue Bewusstseinsqualität vor Augen. Instinktiv und vielleicht unbemerkt erschließen sich uns neue Handlungsdispositionen, die uns einander und somit dem näher bringen, was so landläufig Nachhal-

Martina Berscheid

Der Reichtum wohnte woanders. Das wurde Kati sofort klar, als sie in die Virchowstraße einbog. Keine schlechte Gegend, aber armselig im Vergleich zu dem, was Kati gewohnt war: Einheitshäuser, die schon ein paar Jahrzehnte auf dem Buckel hatten. Davor Kombis, ein alter BMW. Der Nieselregen färbte alles trostlos. Trotz der Blumenkästen mit den rosa Geranien. Kati seufzte. Hier durfte sie kaum Juristinnen und Ingenieure erwarten wie im Musikerviertel, ihrem alten Revier, wo man ihr manchmal einen Fünfer zugesteckt hatte. Und wäre Frau Dr. Horkheimer aus Nummer 14 nicht gewesen, hätte sie demnächst wieder ihre Runde gemacht, die verblichenen Ponyfotos gezeigt und ihr Sprüchlein aufgesagt. Natürlich hatten die meisten im Musikerviertel daran gezweifelt, dass sie aus einer verarmten Zirkusfamilie stammte und für Pferdefutter sammelte. Aber sie hatten Kati eine Münze in die Hand gedrückt, noch bevor sie zu Ende geredet hatte. Als ob sie sie loswerden wollten, um schnellstmöglich zu vergessen, dass die soziale Ungerechtigkeit bis vor ihre Haustür kam und den Wohlstandsfrieden störte. So what. Solange die Kasse stimmte, konnte Kati vergessen, wie sehr es sie wurmte. Dass sie vor der Haustür stand und nicht dahinter. Aber die Kasse stimmte derzeit ganz und gar nicht. Und im Musikerviertel konnte Kati sich nicht mehr blicken lassen. Sollte Kati wieder auftauchen, würden „die Behörden eingeschaltet“. Hatte die Horkheimer gesagt. Kati hatte lachen müssen, weil ihr ein Roboter in den Sinn kam, der per Knopfdruck die Straßen nach ihr absuchte. Leider hatte ihr Lachen Frau Doktor noch wütender gemacht. „Darfst die Leute nicht zu oft anbetteln“, hatte Angela sie gewarnt, die seit Jahren das Uniwohngebiet abklapperte, einen gefälschten Behindertenausweis im Gepäck. „Irgendwann sind die nur noch genervt, da kann das bisschen Mitleid nich mehr mithalten.“ Kati strich sich das feuchte Haar aus der Stirn und zog sich die Kapuze über den Kopf. Sie musste aufpassen, nicht in Pfützen zu treten, der linke Schuh hatte ein Loch in der Sohle und auf nasse Füße hatte sie keinen Bock. An den drei ersten Haustüren öffnete niemand. Katis Hand zitterte vor Kälte, als sie auf den Klingelknopf des nächsten Hauses drückte. „Schmidt“ stand auf einem Keramikschild, geformt aus dicken, grüngrauen Würsten. Der Punkt auf dem i war ein aufgemaltes Blümchen. „Kleinen Moment“, ertönte es von drinnen. Absatzgeklacker. Eine Frau riss die Tür auf. Sie trug ein tief ausgeschnittenes weißes Kleid und

tigkeit genannt wird, was uns oft erst im Nachhinein bewusst wird. In diesem Sinn gebiert sich Green Economy durch die magische Ausdifferenzierung von Tauschhandlungen materieller und immaterieller Art von Kulturgütern, die Symboliken in Form von kulturellen Codes in sich tragen und durch die jeweilige Perzeption seitens des Empfängers ein persönlich erlebtes Gefühl der Solidarität erzeugen und eine Wirkung wie das neutestamentliche Wunder der Brotvermehrung hervorrufen können. Konkret stellt sich ein solches Wunder in einer breitflächig gesicherten Existenz dar, deren Entstehung von außen her unerklärlich ist. Freilich, das alles ist der Vernunft und dem Verstand nicht unmittelbar zugänglich, beide sind jedoch unentbehrlich, denn sie sind hier dienend, nicht beherrschend. Das Zusammentreffen unterschiedlicher Mentalitäten und Sprachen wird so je individuell als befruchtend erlebt und lässt bei entsprechender Wahrnehmung gegebener Chancen Voreingenommenheiten hinter sich und den Erfahrungsaustausch

Das Geld

hochhackige Pumps, als habe sie sich für eine Sommerparty angezogen. Die Frau strich sich das schwarze Haar hinter die Ohren, an denen goldene Kreolen baumelten, und starrte Kati aus dunkel umrandeten Augen an. Dann verzog sich ihr campariroter Mund zu einem Lächeln. „Ja?“ Kati räusperte sich. Sie hatte eine solche Frau nicht in diesem Haus erwartet. Die hätte eher ins Musikerviertel gepasst, so wie sie aufgetakelt war. Aber wer teure Klamotten trug, nagte nicht am Hungertuch und hatte vielleicht einen Euro übrig. „Entschuldigen Sie bitte“, sagte Kati mit Demut in der Stimme. Brachte mehr ein, das hatte sie gelernt. „Ich sammle für unsere Zirkuspferde. Sie brauchen dringend Futter. Der Winter war hart für uns, und möglicherweise könnten Sie ...“ „Ach, die Armen. Ich hasse es, wenn Tiere leiden.“ Die Frau schlug die Hände zusammen und blickte mit kummervoller Miene in den Regen hinaus, als stünden die armen Pferde auf der Straße. Sie wirkte wie eine untalentierte Laienschauspielerin bei ihrem ersten Auftritt. Wie du die Leute findest, darf keine Rolle spielen, hatte ihr Angela eingeschärft. Denk an das Geld und dass du es willst. „Ich hole schnell mein Portemonnaie. Kommen Sie doch bitte so lange herein.“ Die Frau drehte sich um und ging mit federnden Schritten ins Haus. Diese Freundlichkeit war neu. Kati war noch nie hereingebeten worden. Manche hatten sie im wahrsten Sinne des Wortes im Regen stehen lassen, um nach fünf Minuten mit zehn Cent aufzutauchen. Musste man wegstecken können. Leise schloss Kati die Haustür. Sie stand in einem hell gefliesten Flur, in dem es seltsam roch und von dem mehrere Türen abzweigten, alle geschlossen. Die babyblau gestrichenen Wände waren voll mit bunt gerahmten Bildern in willkürlicher Anordnung: Manche waren nur wenige Zentimeter unter der Decke angebracht, andere hingen auf Bauchnabelhöhe. Alle zeigten Porträts einer Frau mit langem schwarzen Haar. Kati vermutete, dass sie die Hausbesitzerin darstellen sollten, aber große Begabung hatte der Maler nicht. „Kommen Sie“, flötete es von weiter hinten. Kati ging hastig den Flur entlang. Am Ende wartete die Frau in der offenen Küchentür. Links daneben war eine weitere Tür. Geschlossen. „Nicht hier“, sagte die Frau, obwohl Kati nie auf

fließen. Es ist ein Zusammenfließen von Freiheit, Solidarität und Nachhaltigkeit zu neuen Formen der Existenzfähigkeit. Dieser Prozess hört nie auf, sondern regt uns an, auch das Unmögliche, ja geradezu Denkverbotene zu wagen.

Die aktuelle Wirtschaftskrise wird wohl als Langzeitfolge jeder althergebrachten wirtschaftslobbyistischen Pseudovernunft, bestehend aus zahlenjonglierenden Kosten-Nutzen-Argumenten, die Zähne verfault ausfallen lassen. Träumen wir uns Green Economy und Nachhaltigkeit ins Leben, in die Wirklichkeit, damit wir sie einatmen und immer wieder neu erfinden können, sodass wir uns von existentiellern Erfolgserlebnis zu existentiellern Erfolgserlebnis immer mehr zu einer nachhaltigen, weil kreativ-zufälligen und dadurch lebendigen Erlebnisgemeinschaft, bestehend aus unabhängig und umfassend wahrnehmenden Individuen, verdichten.



die Idee gekommen wäre, die Tür zu öffnen. „Die führt nach unten. In den Keller.“ „Ah so.“ Die Frau drehte sich um und klackerte in die Küche. „Bitte setzen sie sich. Ich muss meinen Geld-

„Unten“

Literaturwettbewerb textase

2011 fand zum ersten Mal in Wien der Literaturwettbewerb textase statt, der vom Holzbaum Verlag in Kooperation mit dem Kulturmagazin VIENNARAMA veranstaltet wurde. Etwas mehr als 250 Einsendungen wurden zum Thema „Unten“ eingereicht. Die zehn besten Texte wurden vom Verlag in einem Buch mit dem Wettbewerbstitel versammelt, beginnend mit dem Siegertext und dann in absteigender Reihenfolge der Wertung entsprechend. Die Jury bestand aus Livia Braun (Buchhändlerin), Hannah Poppenwimmer (VIENNARAMA) sowie Katja Kovacs und Clemens Ettenauer (beide Holzbaum Verlag). Um vollkommen frei und unabhängig arbeiten zu können, wurde bei dem Wettbewerb bewusst auf Förderungen und Sponsorengelder verzichtet.



Foto: Cover

beutel suchen. Verlege ihn dauernd.“ Sie lächelte entschuldigend. Die Küche war aus rustikalem, hellem Holz und sah auf den ersten Blick wie eine Bauernküche aus. Die goldfarbenen Griffe und die verschnörkelten Schnitzereien ließen sie jedoch protzig und überteuert wirken. Im Spülbecken stapelten sich mehrere Teller und Tassen. Auf einem Holztisch in der Mitte standen zwei grüne Kaffeebecher und eine Schale mit matschigen Erdbeeren, auf denen sich eine Armee Fruchtfliegen niederließ. Daher also der Geruch. Kati setzte sich an den Tisch. Um nicht auf die Beeren sehen zu müssen, blickte sie aus dem Fenster, das den Blick auf einen kleinen Garten freigab. Eine Rosenhecke mit roten Blüten duckte sich im Regen, als würde sie ausgepeitscht. Das Gras stand kniehoch. Die Frau wühlte in einer der Schubladen. Papier raschelte. Eine Dose mit Halspastillen fiel auf den Boden. Die Frau hob sie auf und warf sie energisch in die Schublade zurück. „Ist sicher nicht einfach für Sie, auf diese Weise Geld zu verdienen“, sagte sie fröhlich. Oh je. Der neugierige Typ. Angela hatte sie gewarnt: Leg’ dir eine Story zurecht. Manche geben nur etwas, wenn sie genug von dir wissen. „Nun ja“, begann Kati.

Literatur

„Wie viele Pferde haben Sie denn?“, fragte die Frau, ohne die Antwort abzuwarten.
„Zehn“, log Kati.
Die Frau riss die nächste Schublade auf. „Und wie heißen die Pferde? Haben Sie einen Liebling?“
Kati begann zu schwitzen. Sie war nett, aber wieso fragte die das alles?
Die Frau lächelte erwartungsvoll. Ihre hellblauen Augen funkelten, und sie blinzelte ständig, als wäre sie von sich selbst geblendet.
Ein Name. Mann, sie musste einen Namen sagen. Aber Katis Hirn war so leer wie ihr Geldbeutel. Vielleicht gab es da ja einen Zusammenhang. Kati unterdrückte ein bitteres Kichern.
„Angela“, sagte sie endlich und dachte, dass ihre beste und einzige Freundin tatsächlich etwas von einem Pferd hatte. „Meine Lieblings ... Stute.“ Verdammt.
Ein Zucken ging durch die Miene der Frau. Ihr Lächeln erstarb auf der Stelle. „Entschuldigung. Das sollte kein Verhör werden.“
„Schon okay“, presste Kati hervor.
„Sie trinken doch eine Tasse Kaffee mit mir? Ich finde das verdammt Portemonnaie nicht. Muss noch suchen. Ich habe allerdings nur Instantkaffee. Der schmeckt mir am besten. Und ist so praktisch.“
Kati räusperte sich. Einerseits hatte sie keine Lust, den Vormittag in dieser Küche zu verbringen, um für eine gelangweilte Hausfrau das Tageshighlight zu spielen und sich ausfragen zu lassen, während sie in der Zeit jede Menge Geld machen könnte. Andererseits wäre ein Kaffee jetzt auch nicht schlecht.
Kati blickte erneut zum Fenster, wo der Regen gegen die Scheibe klimperte. Unwillkürlich rieb sie sich ihre dünnen Arme.
„Also?“ Die Frau strahlte sie an.
„Ja. Gerne. Vielen Dank. Das ist sehr nett ...“ Immer schön unterwürfig bleiben.
„Unsinn!“ Das unnatürliche Lachen der Frau hatte etwas vom Gezirpe einer Grille. Sie befüllte einen Wasserkocher.
„Milch, Zucker?“
„Nur Milch, danke.“
Die Frau nickte zum Kühlschrank. „Nur zu, bedienen Sie sich.“
Als Kati den Kühlschrank öffnete, wurde ihr fast übel. Eine halb verschimmelte Zwiebel im Gemüsefach und eine angetrocknete Salami mufelten ihr entgegen. Ansonsten war in dem Kühlschrank nichts als Erdbeerjoghurts. Wie konnte diese schicke Frau einen solch gammeligen Kühlschrank haben?
Kati schloss ihn und atmete tief durch.
„Es ist keine Milch da.“
„Oh.“ Die Frau schaute verlegen drein. „Na ja. Hab vergessen, einkaufen zu gehen. Das macht sonst meistens mein Mann. Aber er ist viel unterwegs.“
Sie ließ die Hand sinken und wischte sich über ihr Kleid. Abrupt drehte sie sich um und öffnete einen der Hängeschränke.
„Vielleicht ist hier noch H-Milch, ansonsten müssen wir unten nachsehen. Im Keller“, fügte sie hinzu und warf Kati einen Blick zu, als hätte sie ihr widersprochen.
„Hören Sie, Sie müssen mich nicht zum Kaffee ...“
„Ha, da ist sie.“
Triumphierend hielt die Frau eine Packung H-Milch hoch. Schwungvoll drehte sie sich um. Es hatte etwas Elegantes, wie ihr Rock verzögert die Drehung aufnahm und ihr um die schlanken Beine schwang. Aber auch diese Bewegung wirkte einstudiert. Strange.
Die Frau stellte die Packung auf den Tisch. Kati unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung, als sie feststellte, dass die Milch noch vier Wochen haltbar war.
Während die Frau den Wasserkocher holte, inspizierte Kati die Tassen. Sie waren sauber. Leise vor sich hinsummend, löffelte die Frau Kaffeepulver in die Tassen und goss mit Wasser auf. Plötzlich verfinsterte sich ihre Miene. „Ich habe kein Gebäck“.

„Das macht nichts“, sagte Kati hastig. „Wirklich nicht.“
„Verdammt!“, rief die Frau. Kati zuckte zusammen.
„Entschuldigen Sie. Entschuldigen Sie. Wissen Sie, er vergisst einfach immer, etwas mitzubringen.“
„Äh, wer?“
„Mein Mann. Er vergisst es. Immer. Und gerade jetzt ... Etwas Kuchen wäre doch schön.“
Die Frau beugte sich vor und legte Kati die Hand auf den Arm. „Oder?“
Es war mehr die Sanftheit ihrer Stimme als die Berührung ihrer ungewöhnlich warmen, feuchten Finger, die Kati zurückzucken ließ. Die Frau nahm ihre Hand weg und fuhr sich durchs Haar. Kati trank einen Schluck Kaffee. Er verbrannte ihren Gaumen. Sie hatte vergessen, Milch zu nehmen.
„Ich hätte wirklich große Lust auf ein wenig Gebäck“, fing die Frau schon wieder an. „Ich mag diesen abgepackten Zitronenkuchen aus dem Supermarkt. Den kaufe ich immer im Dutzend.“
Sie hob ihre Tasse an die Lippen. Es war nur ein Moment, aber er wirkte wie eine kleine Ewigkeit, so wie die Frau dieses Nippen zelebrierte: die halb geschlossenen Augen, die beiden Hände, die sich um die Tasse schlangen, das selbstvergessene Lächeln, als sie sie absetzte.
Langsam ging Kati die Tusse auf den Nerv. Die hatte echt einen an der Klatsche. War vermutlich zu viel allein. Kati sollte austrinken und gehen. Sonst saß sie noch heute Abend da. Ohne Geld.
„Ich glaube, ich habe noch einen Zitronenkuchen. Aber“, die Frau machte eine Pause und sah Kati beschwörend an, „unten. Im Keller.“
Sie beugte sich vor. Kati drückte ihren Rücken fest an die Stuhllehne. Das Holz rieb ihr hart über die Wirbelsäule.
„Ich würde ihn ja holen ...“ Die Frau sah Kati unverwandt an.
Meine Güte. Jetzt reichte es aber.
„Danke für den Kaffee“, sagte Kati so freundlich wie möglich. „Jetzt muss ich weiter.“
„Was? Aber ...“ Die Frau riss die Augen auf. „Entschuldigen Sie. Bitte. Sie müssen ja ... Geld verdienen, sozusagen, nicht wahr?“
Kati nickte, hoffend, dass man ihr nicht ansah, dass sie genervt war.
„Natürlich. Entschuldigung.“
Die Frau sprang auf. Sie zerrte wieder eine der Küchenschubladen auf, diejenige, die sie zuerst durchsucht hatte. Kati überlegte, sie darauf hinzuweisen. Da holte die Frau einen kleinen Geldbeutel heraus.
Na so was!
Das schwarze Leder war abgenutzt und speckig. Langsam, als sei es etwas Besonderes, zog die Frau den Reißverschluss auf.
„Oh“. Ihr Mund formte noch immer den Buchstaben, als der Laut längst verklungen war. Sie wandte sich Kati zu und streckte ihr einen Zwanzigeuroschein hin.
„Möchtest du den?“
Die Frau lächelte. Hatte sie absichtlich zum „du“ gewechselt? Für einen Moment glitzerte Boshaftigkeit in ihren Augen.
„Na? Denk an die Pferdchen.“
Kati sagte nichts. Hätte ihr klar sein müssen, dass die nicht einfach nur freundlich war. Jetzt gab es keine Verstellung mehr. Kati wollte das Geld, weil sie es brauchte. Und die Frau entschied, ob sie es bekam oder nicht.
„Du kriegst ihn, wenn du mit mir in den Keller gehst. Zitronenkuchen holen.“ Die Frau kicherte.
Mann, die war ja krank. Kati wäre am liebsten wortlos abgehauen. Sie musste sich zusammenreißen. Und ... was war schon dabei. Sie würde einen Zwanziger bekommen! Denk an das Geld, hörte sie Angelas eindringliche Stimme in ihrem Kopf. Egal, was kommt, denk an das Geld.
„Okay.“ Kati schluckte.
„Prima.“ Die Frau wischte sich imaginären

Angstschweiß von der Stirn. „Weißt du“, sie kam auf Kati zu, „ich traue mich da allein nicht runter. Mein Mann findet das albern, aber so ist es nun mal.“
„Jeder hat vor etwas anderem Angst“, sagte Kati in ihrem verständnisvollsten Tonfall.
Die Frau lächelte dankbar. Jetzt sah sie aus wie ein kleines Mädchen. Sie beugte sich vor, griff in die Schale und fischte eine Erdbeere heraus. Sie schimmerte gräulich an einer Stelle, und Kati hätte schwören können, dass das Schimmel war. Die Faszination siegte über den Ekel, und Kati starrte die Frau an, wie sie die Erdbeere in den Mund steckte. Saft tropfte herab auf ihr Kleid. Die Frau schaute stirnrunzelnd auf den Fleck. Dann wischte sie mit den Händen darüber. Mit zufriedenen Blick begutachtete sie die schmierigen Streifen.
„Das Leben ist Kunst“, sagte sie feierlich. Dann blickte sie zu Kati und lachte ihr Grillenlachen.



Foto: Wolfgang Czech

Abrupt wurde sie ernst. „Komm jetzt“, sagte sie streng. „In den Keller.“ Sie wedelte mit dem Zwanziger in Katis Richtung.
Blöde, durchgeknallte, erpresserische Kuh!
Kati folgte der Frau in den Flur zur Kellertür.
„Weißt du“, wisperte die Frau, „mein Mann hat keine Ahnung von Kunst. Er ist dagegen, dass ich noch weitere Bilder aufhänge. Hast du sie dir angeschaut? Ich habe sie gemalt. Ich.“ Sie sah Kati erwartungsvoll an, aber ehe die den Mund aufmachen konnte, wiederholte die Frau: „Er ist dagegen.“
„Ungeheuerlich“, hauchte Kati.
Die Kellertür quietschte, als die Frau sie öffnete. Klar. Für einen Moment rechnete Kati damit, dass dahinter ein Fernsighteam stand, sich halb totlachte und ein spießiger Moderator sie in den Arm nahm, ihr Mundgeruch entgegenatmete und gluckste: „Kennen Sie die Sendung ‚Kamera versteckt!‘?“
Aber hinter der Tür gähnte nur Dunkelheit, zähflüssige, süßlich riechende Schwärze. Unvermittelt nahm die Frau Katis Hand. Sie war schweißnass. Kati wollte sich lösen, aber die Frau krallte sich an ihr fest. Die Tür hinter ihnen fiel zu. Der feuchte Atem der Frau kitzelte Katis Ohr. Angst sprang sie plötzlich an wie eine Katze. Sie hatte niemandem gesagt, wo sie hingegangen war.
Da flammte Licht auf.
„Manchmal finde ich den Schalter nicht“, sagte die Frau. Ihre Stimme war ruhig, fast träge.
Sie ging eine Stufe hinab und zog Kati hinter sich her. „Na komm. Oder fürchtest du dich jetzt etwa?“
Sie winkte mit dem Zwanziger. Für einen Moment glitzerte es wieder in ihren Augen.
Katis Herzschlag beschleunigte.
Denk an das Geld.
„Manchmal schmolzt er“, sagte die Frau unvermittelt, während sie Kati die Windungen der Treppe hinunterführte. Der süßliche Geruch wurde stärker, legte sich auf Katis Zunge, verklebte ihren Gaumen. Sie unterdrückte ein Würgen.
„Dann zieht er sich zurück. Er hat ein Büro im Keller, und wenn er sauer ist, bleibt er den ganzen Tag da. Kommt nur nach oben, um sich was zu Essen zu holen.“

Martina Berscheid, geboren 1973 in Kaiserslautern, lebt mit ihrer Familie in Homburg/Saar. Biologie-Studium, journalistische Weiterbildung, dreieinhalb Jahre Tätigkeit als PR-Referentin in einem Software-unternehmen. Schreibt seit mehreren Jahren. Mitglied der Autorengruppe „Die Mitternachtsschreiber“, regelmäßige Veranstaltung von Lesungen.

Kati antwortete nicht.
Denk an das Geld.
Wie ein Mantra wiederholte sie in Gedanken den Satz, während die Frau sie in die klebrige Dunkelheit hinab zog.
„Aber man darf nicht immer den ersten Schritt zur Versöhnung tun, oh nein, auch der Partner muss einem entgegenkommen. Und manchmal, da muss man sich auch wehren.“ Sie blieb stehen. Sie starrte Kati an und fasste sie am Arm.
Das Geld.
„Sie haben recht“, würgte Kati hervor.
Die Frau nickte zufrieden.
Sie erreichten den Keller. Im spärlichen Licht hatte das Gesicht der Frau etwas Geisterhaftes. „Da wären wir.“
Der Geruch war eine Mischung aus Fäulnis und Erde. Kati kämpfte. Sie begann zu zittern. Nur nicht kotzen. Ihr fiel dieser alte Film ein, in dem ein Verrückter seine tote Mutter im Keller sitzen hatte.
Oh Gott.
Das Geld ...
Sie kamen an eine Metalltür. Die Frau stieß sie auf. Der Gestank dahinter war kaum zum Aushalten. Ein leises, hohes Geräusch durchbrach die Stille, und Kati merkte, dass es ihr eigenes Schluchzen war. Die Frau schien es nicht zu hören. Sie fasste in den Raum hinein. Ein leises Klicken, dann wurde es hell.
Kati hätte am liebsten geheult vor Erleichte-

rung. Keine Leiche im Sessel. Dafür Kisten voller Äpfel und Birnen, Pflaumen und anderem Obst, zu undefinierbarem Matsch verfault. Regale voller uralte aussehender Marmeladengläser, Reispackungen, Nudeltüten. Und: Zitronenkuchen.
Die Frau drehte sich langsam zu ihr um. „Mein Mann hat sein Büro weiter hinten. Mit separatem Eingang von außen.“ Sie verrollte die Augen und grinste. „Er hasst den Geruch von Obst.“
Kati kicherte. Es klang hysterisch. Die Frau fiel in das Lachen ein, als wären sie alte Freundinnen, die lustige Erinnerungen austauschten. Flink ging die Frau zum Regal und holte einen Armvoll Zitronenkuchen. „Als Vorrat“, sagte sie verschwörerisch. „Schließlich kommst du ja nicht jeden Tag, um mit mir in den Keller zu gehen.“ Sie sah aus, als würde sie das bedauern.
Die Frau löschte das Licht und schloss die Tür. Als sie die Treppenstufen hinaufgingen, kam Kati ihre Angst albern vor. Oben angekommen streckte ihr die Frau den Zwanziger hin.
„Hier. Und danke.“
Kati nahm den Schein. Er knisterte in ihren Fingern. Mann, ein Zwanziger. Da konnte sie für heute nach Hause gehen. Sie musste nur noch dringend auf’s Klo.
„Ähm, könnte ich vielleicht noch die Toilette benutzen?“
„Aber natürlich.“ Die Frau schlug affektiert die

Hände zusammen. „Gleich neben der Haustür.“
Selig ihren Zitronenkuchen an sich drückend, verschwand sie in der Küche.
Kati ging den Flur entlang. Noch immer hatte sie den Gestank in der Nase. Sie brauchte frische Luft.
Neben der Haustür waren zwei Türen – welche gehörte zum Bad? Kati überlegte nicht und öffnete die rechte.
Ein Augenpaar starrte sie an. Gläsern. Aber die Augen waren nicht aus Glas. Sie waren tot. Tot wie der Mann, der auf dem Boden kauerte, zwischen Eimern und Putzlappen. Ein Messer ragte aus seiner Brust. Und da war Blut. Jede Menge. Und Gestank.
Er verklebte Katis Kehle, ihr Schrei blieb darin hängen wie ein Insekt im Spinnennetz.
„Das war die falsche Tür“, sagte die Frau neben ihr. Kati hatte sie nicht kommen gehört.
Die Frau seufzte. „Tja. Er wollte wieder Streit. Ist selbst immer weg, und will mich aus dem Haus werfen. In ein Sanatorium bringen. Mich.“ Das letzte Wort brüllte sie. Ihre Augen funkelten. Sie brach in Gelächter aus.
Das löste Katis Starre. Sie stieß die Frau beiseite, riss die Haustür auf und rannte in den Regen, das Lachen im Ohr, den Gestank in der Kehle, der sie würgen ließ, das Gesicht des Toten als unvergessliche Erinnerung in ihr Hirn eingebrannt. Ihre Finger krallten sich um den Zwanziger, sie hielt sich daran fest, während sie rannte. Das Geld, dachte sie, das Geld.

André Schinkel

Eine Rose als Stütze

Marion Tauschwitz: *Hilde Domin. Dass ich sein kann, wie ich bin. Biografie*
Mainz, Verlag André Thiele, 2011

des Eigenen und bestand überdies auf Ferne und Abstand. Hilde Domin grämt das, sie bittet ihn inständig, sie als Schriftstellerin zu akzeptieren; auch dieser Kampf bleibt als Narbe in diesem an Verletzungen reichen Leben zurück.

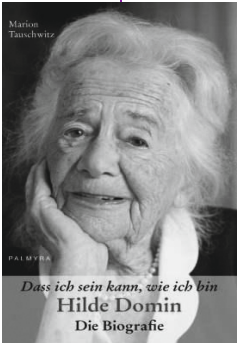


Foto: Cover

Domins erstes Buch „Nur eine Rose als Stütze“ von 1959 spricht derweil bereits eine andere Sprache, gilt heute als klassisches Werk seiner Zeit und weist seiner Verfasserin den ihr gebührenden Platz innerhalb ihrer Generation zu.

„So sitze ich hier / hoch über dem Meer / blau grün fern / deinen Stift in der Hand“ – Marion

Tauschwitz, die Hilde Domin in ihren späten Jahren als Sekretärin und Freundin begleitete, hat sich tief in diese Biografie eingefühlt, sie schildert eindringlich das gespannte Verhältnis der Eheleute Palm, ihre langandauernde räumliche Trennung wie das Bewusstsein, sich doch nicht lassen zu können. Hilde Domins späte Anerkennung, die Ehrenmitgliedschaft im Exil-PEN, das Bundesverdienstkreuz, die Verleihung des höchsten Ordens der Dominikanischen Republik an sie, hat Palm nicht mehr erlebt, er stirbt 1988. Eindringlich die Todesszene, Palm in den Armen seiner Frau, nun doch, mit ihr im Kuss vereint.
Marion Tauschwitz kommt das Verdienst zu, das komplizierte und widersprüchliche Leben der Dichterin mit großer Verve und Detailliebe von den Anfängen bis zum zunehmenden Vereinsamen der nichtsdestotrotz wackeren Greisin zu schildern. In ihren letzten anderthalb Jahrzehnten kommt Hilde Domin der Status einer Art Gralshüterin der Sprache zu, sie ist unermüdlich auf Lesereise, beeindruckt durch die Strahlkraft ihrer Worte und durch ihren Glauben an die „Heimat Wort“. Das helle klare Dennoch ihrer Gedichte findet Niederschlag in ihrem letzten regulären Gedichtband: „Der Baum blüht trotzdem“ erscheint im Sommer

1999 aus Anlass ihres neunzigsten Geburtstags.
Tauschwitz’ umfängliche Biografie bietet neben dem Haupttext eine Vielzahl an Fotos aus dem Leben der Dichterin sowie einen glänzend gearbeiteten Kommentarteil. Etwas weniger Subjektivität und persönliche Nähe hätten dem Buch von Zeit zu Zeit nicht geschadet. Dennoch liegt mit ihm ein wichtiges Dokument zum Verständnis des Menschen und der Dichterin Hilde Domin vor, von dem ausgehend nun eine tiefere und nicht zuletzt eingehende wissenschaftliche Beschäftigung mit der neben Nelly Sachs und Rose Ausländer bedeutendsten Lyrikerin ihrer Generation angezeigt ist.

Hilde Domin (1909 -2006)
war eine der eigentümlichsten,
zugleich streitbarsten
Stimmen der
deutschen Literatur.

Herausgeber Erscheinungsort	Distel · Vereinigung Bozen	<div><div><div><div><div></div><div>AUTONOME PROVINZ BOZEN SÜDTIROL</div></div></div><div><div><div></div><div>PROVINCIA AUTONOMA DI BOLZANO ALTO ADIGE</div></div></div></div><div>Deutsche Kultur</div></div>
Präsidentin	Gertrud Gasser	
Vorstand	Peter Paul Brugger, Armin Gatterer, Karl Gudauner, Reinhold Perkmann, Roger Pycha	
Koordination, Veranstaltungen Presserechtlich verantwortlich Finanzgebarung Graphisches Konzept Sekretariat	Bernhard Nußbaumer Vinzenz Ausserhofer Christof Brandt Gruppe Gut Graphics Alexandra Platter I · 39100 Bozen, Silbergasse 15 Tel. ++39/0471 · 977468 Fax ++39/0471 · 940718 info@kulturelemente.org www.kulturelemente.org	
E-mail homepage Druck Grafik Bezugspreise Abonnement Bankverbindungen	Fotolito Varesco Auer Media Grafik ++39 348 580 30 70 Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro Südtiroler Landessparkasse Bozen: IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300	
Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Abteilung Deutsche Kultur		
Die kulturelemente sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81 Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.		

Hans Augustin, Innsbruck
Mitarbeiter der Tiroler
Landwirtschaftskammer,
Autor und Publizist

Roland Benedikter,
Santa Barbara (Kalifornien)
/ Bozen
Professor für Soziologie
und Kulturanalyse an der
Stanford Universität,
Autor, Publizist

Martina Berscheid,
Homburg-Saar
Biologin, Journalistin, Autorin

Marco Meng, Trier
Kulturpublizist, Autor

Hermann Permann, Bozen
Maler und Zeichner

Arno Pertl, Bozen
Fotograf

Sigrid Prader, Meran
Leiterin des Frauenmuseums,
Ecolnet-Aktivistin

Andreas Raffeiner,
Bozen/Innsbruck
Publizist, Historiker

Heinrich Schwazer, Bozen
Kulturjournalist, Autor, Kurator

André Schinkel, Halle/Saale
Autor, Archäologe

Helmuth Schönauer, Innsbruck
Mitarbeiter der
Universitätsbibliothek Innsbruck,
Publizist und Rezensent

Theodor Siller, Brixen
Musiker, Soziologe, Publizist

Helmuth Schönauer

Sehnsucht nach Geschichte

Sabine Gruber: Stillbach oder Die Sehnsucht. Roman
München, Verlag C H Beck, 2011

forscht, er stellt sich als loser Liebhaber von Ines heraus. Der Innen-Roman besteht aus einem Manuskript der Verstorbenen, worin eine Ich-Erzählerin ihren Arbeitseinsatz in einem römischen Hotel um das Jahr 1978 herum beschreibt. Das Hotel wird von der ehemaligen Stillbacherin Emma geführt, die zu faschistischen Zeiten nach Rom gezogen ist, teils aus Liebschaft, teils aus Selbstbefreiungsgründen. Die Erzählerin erlebt die aktuelle Zeitgeschichte, die im Tod von Aldo Moro kulminiert. Wie in einem klassischen Hotel-Roman wechseln sich die Enge der Arbeitswelt und der Weltflair der Gäste im Stundentakt ab. Als die Erzählerin fälschlich des Diebstahls bezichtigt wird, muss sie ohne Entlohnung gehen. Sie fährt mit den letzten Münzen nach Stillbach zurück. Jetzt setzt wieder der Rahmen-Roman ein. Der Historiker Paul kommentiert das Manuskript aus historischer Sicht und erzählt von seinen Forschungen über die Verquickung von Südtirolern bei der Fluchhilfe von Nazis. Clara interessiert vor allem die Innensicht der Dinge, die Ines dargestellt hat. Irgendwie stellt sich die

Frage, wohin mit dem Nachlass. Und hier schließt der Roman elegant an die literarische Realität an. „Sie kannte offensichtlich Sabine Gruber.“ (359) Diese wird wohl den Roman publizieren. Ein Glossar mit den historischen Personen verleiht dem Roman die seriöse Verankerung in der Zeitgeschichte. Dass die Fiktionalisierung ein Luder ist, zeigt sich an einer kleinen Sequenz im Manuskript. Da ist von Bauerntöchtern, deren Väter EU-Förderung erhalten, die Rede, (219) bloß gab es 1978 keine EU, die wurde erst 1993 installiert. „Stillbach oder Die Sehnsucht“ ist ein raffiniert durchkomponierter Versuch, die Integration eines kleinen Ortes in der nationalen Geschichte zu installieren, Südtirol mit Rom zu versöhnen, die Emanzipation mit der Arbeitswelt. Sabine Gruber erzählt konzentriert und mit Hingabe, und hat dennoch das ironische Zwickern im Augenlid, etwa wenn sie den Forellen-Sex beschreibt oder das Verlagswesen, das sich postmodern zwischen Romantik und Pragmatismus eingerichtet hat. – Ja, dieser Roman ist vollkommen echt!

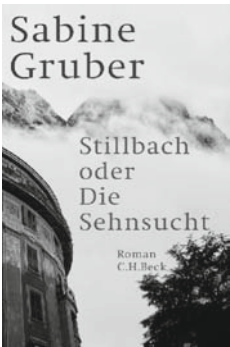


Foto: Cover

/ WAS
WANN
WO COSA
QUANDO
DOVE

